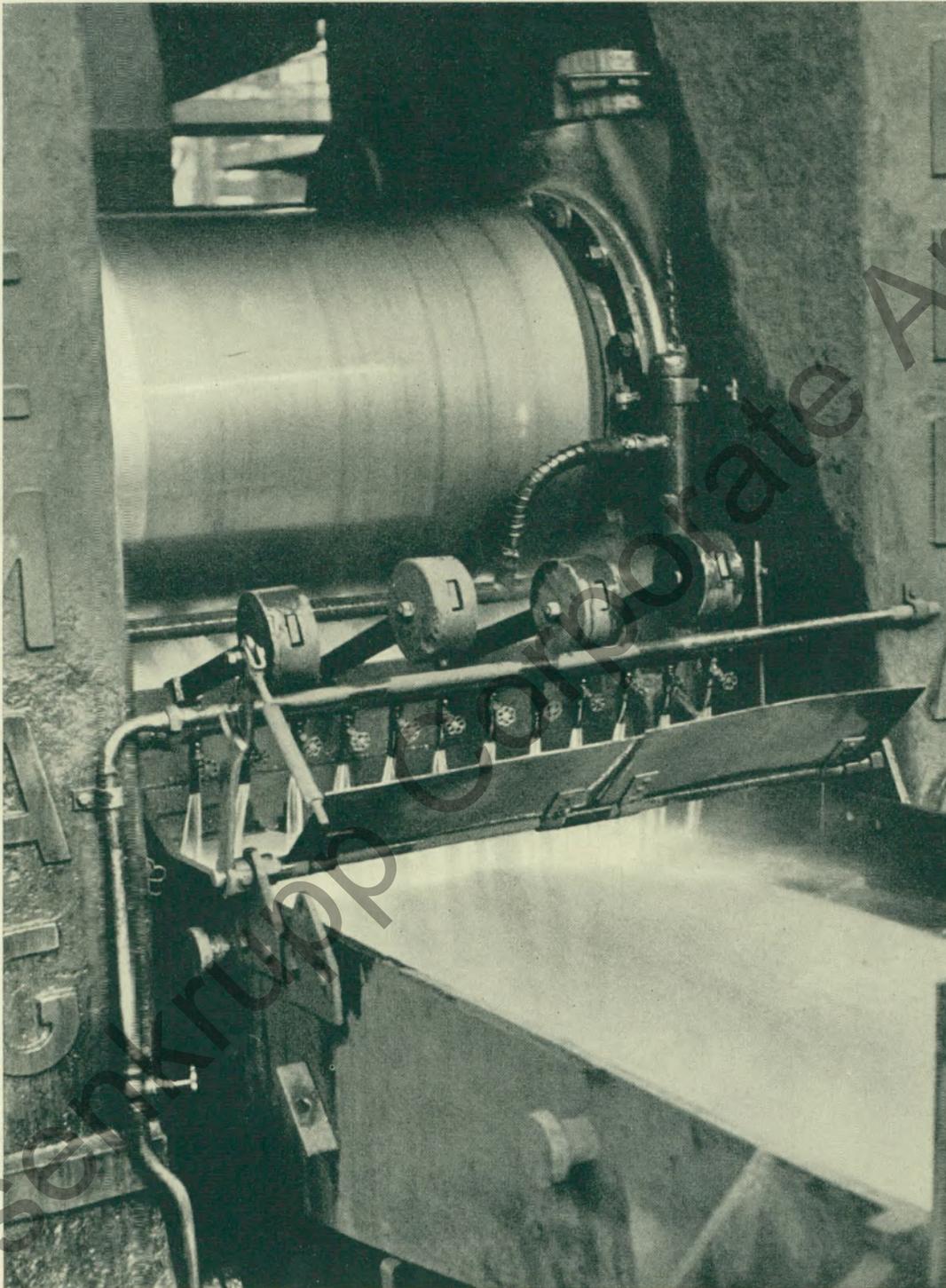


*Billhimer*

# Das Werk

---



Lichtbild: Gallenstein.

Ein Stahlblock wird in 86 Sekunden zum Stahlband  
auf der Breitbandstraße der Bandeisenzwalzwerke AG, Dinslaken.

(Vgl. den Bildbericht: „Mit dem deutschen Kurzwellensender in der Stahlschmiede an der Ruhr“.)

---

**Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“**

---

XIX. Jahrg.

Düsseldorf  Okt./Nov. 1939

Heft 10/11

# Das Werk

XIX. Jahrg.

Düsseldorf, Oktober/November 1939

Heft 10/11

Ich kämpfe mit meinem Volke um die Wiedergutmachung eines Unrechtes und die anderen um die Beibehaltung desselben.

Adolf Hitler

27. August 1939

# Polnische Wirtschaft vor hundert Jahren.

Aus: Helmuth von Moltke: „Innere Verhältnisse in Polen vor 100 Jahren.“ (Berlin 1832.)

Die Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen bildet den Inhalt einer im Jahre 1832 erschienenen Schrift des nachmaligen Feldmarschalls Helmuth von Moltke, die heute, hundert Jahre später, nach dem endgültigen Zusammenbruch der polnischen Republik, eine neue aktuelle Bedeutung für uns gewinnt. Wir veröffentlichen nachstehend einige Abschnitte aus dem Werk.

## Polnische Bauernknechtschaft.

Der glückliche Zustand der Bauern endete, als mit dem Aussterben der Jagellonen der Adel seinen immer mächtiger werdenden Einfluß auf Kosten der Krone und des Bauernstandes erweiterte.

So wurde, ohne daß irgend eines der Gesetze, welche zu Gunsten des Bauern sprachen, aufgehoben worden wäre, zum Verfassungsgrundsatz erhoben: „daß der Bauer vor keinem weltlichen Gericht auf Erden fortan irgend rechtliches Gehör gegen seinen Herrn haben solle, seine Klage betreffe Gut, Ehre oder Leben“.

So wurde der Bauer einer Willkür preisgegeben, die keine Grenze mehr fand als die, welche das Übermaß des Übels dem Übel setzt. Jeder Edelmann war unbeschränkter Alleinherrscher auf seinem Gut; der Bauer hatte auf Erden keinen Schutz zu hoffen als von der Gnade seines Herrn oder von seiner eigenen Verzweiflung. Daher die furchtbaren Bauernaufstände, deren Androhung schon den Adel erzittern machte. Daher aber auch der tiefe Verfall des Grundeigentums und das Versiegen der Quellen, aus welchen die Nation ihren Wohlstand und ihre Kraft schöpfen sollte.

Wie hoch das Elend der polnischen Bauern stieg, entnimmt man aus den Bestimmungen, wie die der Reichstagsfassung 1768, 18. und 19. Artikel, wonach „die Machtvollkommenheit und das Eigentumsrecht des Adels über Land und Leute in ihrer ganzen Ausdehnung aufrecht erhalten, doch das Recht über Leben und Tod der Bauern nicht mehr in der Hand der Herren liegen soll“. Fragen wir über den Zustand der Bauern die Schriftsteller der eigenen Nation jener Zeit, so hören wir, „daß der Bauer ohne Recht und ohne Richter, ohne Gesetz und König, selbst oft ohne Religion lebte“.

Der Bauer wird für nichts angesehen, ohne Willen seines Herrn vermag er vor Gericht nicht zu erscheinen, gegen seinen Herrn gibt es hienieden keinen Richter, — es sind einst Verordnungen zu seinem Besten abgefaßt worden, sie sind aber längst vergessen. Gegen Unterdrückung findet der Bauer nirgends Recht, — lange war der Gutsherr Herr über Leben und Tod. — Polen ist das einzige Land, wo das gemeine Volk aller Rechte der Menschheit entblößt ist.

Bei der ungeheuren Kluft zwischen Herrn und Knecht, zwischen Edelmann und Bauer hat sich in Polen dennoch nie ein Mittelstand entwickeln können. Gewerbefleiß und Handel konnten da nicht gedeihen, wo die Regierung ihnen weder Aufmunterung noch Schutz zu gewähren vermochte, wo willkürliche und gewaltsame Eingriffe die Sicherheit des Eigentums und das Vertrauen aufhoben, deren sie vor allem bedürfen.

So nur erklärt es sich, daß ein Land arm bleiben konnte, welches 13 000 Quadratmeilen und 11½ Millionen Einwohner hatte, von großen schiffbaren Flüssen durchströmt war, die dem Schwarzen wie dem Baltischen Meere zuführten, einen Überschuss an Korn, Weizen, Wachs, Honig, Hopfen, Fischen, Pelzwerk, zahllose Herden des stattlichsten Rindviehs und der trefflichsten Pferde, einen nicht zu erschöpfenden Salzstock und unermessliche Vorräte von Schiffs- und Bauholz besaß. Aus allen diesen Reichthümern wußte der inländische Kunstfleiß nichts zu schaffen als grobe Leinwand, Segeltuch, Seile, Potasche und Schiffshölzer; alle übrigen Erzeugnisse wurden außerhalb verarbeitet.

## Das Judentum in Polen.

Das wenige, was in Polen noch vom Handel übrig blieb, verdankte man den Juden.

Die Juden sind trotz ihrer Zersplitterung eng verbunden. Sie werden durch ungekannte Obere zu gemeinsamen Zwecken folgerecht geleitet. Nach tausendjährigem Aufenthalt in einem Lande stehen sie als Fremdlinge da, den Boden, auf dem sie geboren, nie als ihre Heimat, das Volk, mit welchem sie aufwuchsen, stets als ihren Feind betrachtend. Indem sie alle Versuche der Regierungen, sie zu nationalisieren, zurückweisen, bilden die Juden einen Staat im Staate und sind in Polen eine tiefe und noch heute nicht vernarbte Wunde dieses Landes geworden.

Die ganze politische Stellung der Juden, so gut wie ihre eigenen Gesetze, schlossen sie vom Grundbesitz, vom Staatsdienst, von Ämtern, Würden, kurz von aller öffentlichen Tätigkeit unwiderruflich aus. Das allgemeine Wohl konnte bei ihnen nie Ziel des Talents, des Wissens oder Fleißes sein. Vaterlandsliebe, Ehrgeiz, Latendrang, kurz alle die mächtigen Hebel, welche die Tätigkeit des Menschen aufregen, fanden für sie kein Feld, sich zu entwickeln. Überall mit Verachtung zurückgestoßen, war der Jude auf sich selbst allein verwiesen.

Der höchste Standpunkt, auf den der Jude in seinem Lande gelangen konnte, war der, ein reicher Mann zu sein. Aber der Reichtum selbst verschaffte ihm kein größeres bürgerliches Ansehen, er schützte ihn nicht gegen die Schmach des öffentlichen Hasses und Abscheues, und der Jude mußte seinen Reichtum verstecken oder mit Gefahr genießen.

Bei der niedrigen äußeren Stellung der Juden maßten sie sich in ihren Schriften eine kühne Überlegenheit über die Christen an. Wie die russischen Juden einst versucht hatten, Wladimir den Großen zum Judentum zu bekehren, so gaben die polnischen Juden eine große Menge von Schriften heraus, in welchen sie den Ritus der katholischen Kirche lächerlich machten und die Polen einluden, sich dem Gesetze Moses zu unterwerfen, nicht zweifelnd, daß dies Land ein zweites Idumäa werden werde.

Alle Juden, selbst noch in Litauen, sprechen deutsch, ein Umstand, der dem Reisenden äußerst zu statten kommt, der selten mit der schwierigen Landessprache befaßt ist. — Der Fremde erstaunt über die Menge dieser Menschen, welche vor ihren Türen müßig in der Sonne sitzen und mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit der Geberden und Mienen sich unterhalten. Tausende von ihnen sind zu jeder Zeit ohne Handarbeit anzutreffen, und dennoch leben sie alle.

Bei der Menge der Juden und bei der wichtigen Stellung, welche dies Volk im Lande einnimmt, erschrickt man über das Urteil, welches Reisende und Schriftsteller über ihren sittlichen Zustand fällen. Alle Mittel sind ihnen gleich, sobald es darauf ankommt zu verdienen. Im Feldzug von 1812 waren die Juden die Spione, die von beiden Seiten besoldet wurden und die beide Teile verrieten. In Wilna übten sie die schrecklichsten Grausamkeiten an den unglücklichen Trümmern des französischen Heeres. Bei neun Prozessen von zehn ist man sicher, einen Juden als Kläger oder Angeklagten zu finden. Da sie das Innere aller Häuser und aller Familien kennen, so sind sie die Angeber im ganzen Lande.



Sichtbild: Plat, Warschau.

Die gotische Grenzburg Olsztyn westlich von Eschenstschau, im 14. Jahrhundert nach dem Vorbild der Deutschordensburgen errichtet.

## Deutsche Aufbaukräfte in der kulturellen Entwicklung Polens.

Ein kunstgeschichtlicher Rückblick von Dr. Gerhard Sappok.

Wie nur im Leben weniger Völker haben gerade in Polen Landschaft und Hinordnung zum Raum die politische und kulturelle Entwicklung des Landes bestimmen helfen. Fast nach allen Richtungen hin ohne klare natürliche Grenzen, waren und blieben die Polen das, was schon ihr Name (von pole = das Feld, die Ebene kommend) treffend zum Ausdruck bringt: ein Volk der Ebene, und zwar jener grenzenlosen Ebene, die das Land frei und geöffnet ließ für Einwirkungen und kulturelle Einflüsse aller Art. Man hat mit Recht diese Mittelstellung Polens zwischen Ost und West als sein eigentümliches Schicksal bezeichnet. Und tatsächlich zeigt die Geschichte Polens ein ständiges Schwanken zwischen den beiden Kraftfeldern des Westens und des Ostens, wobei es diesem Volk und seinen Führern nur selten gelungen ist, sich in gesunder Selbstbescheidung auf den ihm zugehörigen Lebensraum zu beschränken.

Auch für die kulturelle Entwicklung Polens ist diese Mittel-lage zwischen Ost und West von entscheidender Bedeutung geworden. In dieser Hinsicht kommt einem Ereignis aus der frühen polnischen Geschichte weittragende Bedeutung zu: der erste uns bekannte Herrscher der Polen, Herzog Dago-Miseko, der höchstwahrscheinlich normannischer Herkunft war, trat durch seine 966 vollzogene Taufe zum weströmischen Christentum über. Im Gegensatz zu den meisten anderen

slawischen Völkern war dadurch die Zuordnung der Polen zum westeuropäischen Kulturbereich vollzogen und die Absage an Byzanz und die oströmische Welt für immer ausgesprochen. Aber dieser erste Schritt zum Anschluß an den Westen wäre wohl ohne größere Bedeutung geblieben, wenn ihm nicht in stetiger Folge jene zähe Kulturarbeit gefolgt wäre, durch die erst die volle Einbeziehung Polens in den Blutkreislauf der europäischen Kultur erreicht worden ist. Übersieht man einmal jene vielgestaltigen Kräfte, die vom Westen her als Kulturträger in Polen tätig waren, so ergibt sich im ganzen, daß der Hauptanteil an dieser kulturellen Arbeit ganz unstreitig deutschen Aufbaukräften zuzuschreiben ist. Freilich haben im Laufe der Jahrhunderte auch Italien und Frankreich aus ihrer reichen Kulturen beispielgebend auf das kulturelle Leben Polens eingewirkt. Aber gerade auf den entscheidendsten Gebieten und auf den schwierigsten Wegstrecken sind es immer wieder Deutsche gewesen, die der europäischen Kultur in diesem Lande zu Geltung, Ansehen und Verbreitung verholfen haben.

In ganz besonderem Maße gilt dies zunächst von jenem Vorgang, durch den Polen der europäischen Kultur ange-schlossen worden ist, nämlich von der Christianisierung des Landes. Nicht nur der äußeren Anstoß zur Annahme des Christentums, auch die Durchführung und Organisation der Kirche hat Polen deutschen Kaisern und deutschen Missionaren



Lichtbild: Plat, Warschau.

„Noch heute stehen die Ruinen des Schlosses Ogrodzieniec bei Krakau, das sich die deutsche Kaufmannsfamilie Boner hier hat anlegen lassen...“



Lichtbild: Dr. Sappok.

„...noch heute hat sich in Ciechanow nördlich von Warschau die Ruine des den deutschen Ordensburgen nachgebildeten Schlosses der Herzöge von Masowien erhalten“.



zu verdanken. Wahrscheinlich auf persönliche Veranlassung Kaiser Ottos I. entstand 968 in Posen das erste Bistum für Polen. Einige Jahrzehnte später, im Jahre 1000, erschien Kaiser Otto III. in Gnesen und errichtete hier am Grabe des heiligen Adalbert das erste Erzbistum für ganz Polen, wodurch das neubefehrte Land den ersten kirchenorganisatorischen Mittelpunkt erhielt. Auch die Missionsarbeit selbst wurde zum größten Teil von deutschen Missionaren durchgeführt. Hierfür spricht neben den Nachrichten, die sich in den Chroniken der Klöster Fulda und Neucorvey über Polen finden, die Tatsache, daß sich zahlreiche Ausdrücke aus dem Bereich des kirchlichen Lebens in der heutigen polnischen Sprache auf einen deutschen Sprachstamm zurückführen lassen, wie zum Beispiel die Worte klasztor (Kloster), opat (Abt), msza (Messe), biskup (Bischof) u. a. Wie sehr übrigens die unerschrockene Missionsarbeit der deutschen Mönche in Polen selbst geschätzt war, wird aus jenem Brief deutlich, in dem der polnische Herzog Boleslaw II. den Bischof Otto von Bamberg zur Übernahme der Missionsarbeit im Osten einlud. Darin betont der Herzog ausdrücklich: „Siehe, seit drei Jahren mühe ich mich, weil ich keinen der geeigneten und mir bekannten Bischöfe und Priester zu diesem Werk zu bewegen vermag.“ Endlich bezeugen den überragenden deutschen Anteil an der Missionsarbeit jene zahlreichen Namen deutscher Geistlicher, die hier auf weit vorgeschobenem Posien die europäische Kultur verbreiten halfen; neben Otto von Bamberg wären hier zu nennen Bruno von Querfurt, die Posener Bischöfe Unger, Franco, Michael, Ederamm oder die Bischöfe von Leslau (an der Weichsel) Swidger, Werner, Onold u. a. Erst vor kurzer Zeit hat sich der Nachweis erbringen lassen, daß auch die Klöster Altenburg und Siegburg bei Köln an der Aufbauarbeit in Polen tätigen Anteil genommen haben.

Nach den Missionaren waren es die deutschen Bauern, Bürger und Kaufleute, die im Zuge der im 12. Jahrhundert machtvoll einsetzenden deutschen Ostbewegung wertvolles deutsches Kulturgut in Polen eingepflanzt und zur Blüte gebracht haben. Bauern und Bürger entwickelten ihre Tätigkeit auf der Grundlage des deutschen Rechts, das die deutschen Ansiedler vor den Härten des polnischen Rechts schützte und ihnen ausdrücklich die Möglichkeit sicherte, die von ihnen angelegten Dörfer und Städte in eigene Verwaltung zu nehmen, wodurch ja überhaupt erst das Fortbestehen und Aufblühen der nach harter Rodearbeit geschaffenen Siedlungen gesichert wurde. Man kann daher die Be-

Das ehemalige  
Deutschordenschloß Mewe.

Lichtbild: Marburg.

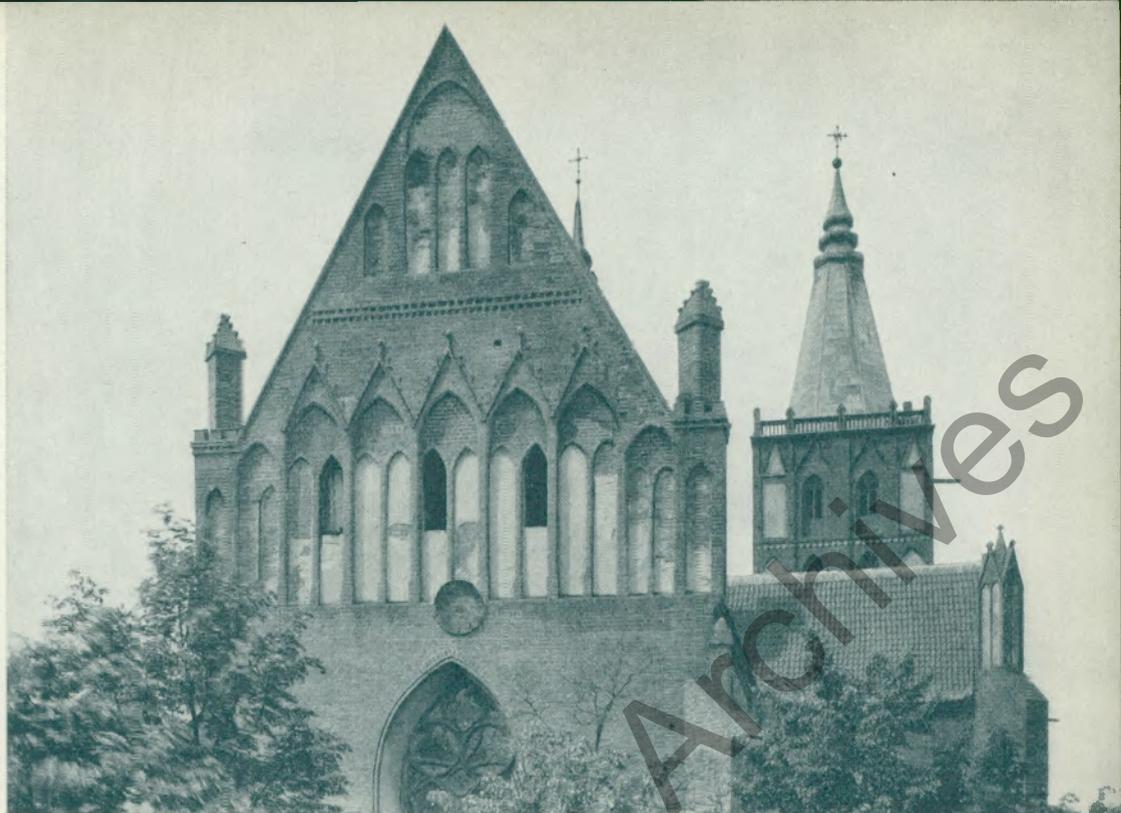
deutung des deutschen Rechts, das nach seinem Ursprungsort als „Magdeburger Recht“ oder in Abwandlungen „Lübecker“ oder „Kulmer“ Recht bezeichnet wurde, für die Kulturausbreitung im Osten nicht hoch genug einschätzen. Wie angesehen und begehrt diese aus dem Sachsenpiegel des Eike von Repgow und dem Gewohnheitsrecht der Stadt Magdeburg erschlossenen Rechtsätze waren, zeigt die außerordentlich weite Verbreitung des deutschen Rechts im Osten und die lange Dauer seiner Gültigkeit. Nachdem es in ganz Polen im Laufe des Mittelalters bekanntgeworden war, erschienen bald auch Übersetzungen in ukrainischer und großrussischer Sprache, die den Geltungsbereich weit über das deutsche Siedlungsgebiet hinaus erweiterten. Rein zeitlich war die Wirksamkeit des deutschen Stadtrechts so weitreichend, daß es in Polen erst auf dem Reichstag von 1791 aufgehoben wurde, in Kiew durch einen besonderen kaiserlichen Ukas sogar erst im Jahre 1831.

Den äußeren Anlaß zum Aufbruch nach dem Osten gaben dem deutschen Siedler jene Aufrufe der geistlichen und weltlichen Grundherren, die durch einen Vermittler, Locator genannt, geeignete Siedlerfamilien anwerben ließen, um diesen gegen große rechtliche Vergünstigungen die Rodungsarbeit in den bewaldeten oder versumpften Landschaften Polens zu übertragen. Diese eifrige und mühsame Rodungsarbeit der deutschen Ansiedler, die von der einheimischen Bevölkerung in Galizien geradezu als „glucho-niemcy“, als Dickicht-Deutsche, bezeichnet wurden, hat das Kultur- und Landschaftsbild Polens von Grund auf umgestaltet und das Land selbst bald zu einem blühenden und ertragreichen Wirtschaftsgebiet werden lassen. Der stets zunehmende Aufschwung fand seinen sichtbaren Ausdruck vor allem in den zahlreichen Städten, die hier nach deutschem Recht angelegt wurden und in denen deutsche Bürger-, Handwerker- und Kaufmannsfamilien Kultur, Wirtschaft und Handel zur Blüte brachten. Es sei hier nur kurz darauf hingewiesen, daß zum Beispiel in Großpolen, das ist im wesentlichen im Gebiet unserer früheren Provinz Posen, bis zum Jahre 1500 allein 153 Städte mit deutschem Recht begabt worden waren. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts beginnend, hat die städtische deutsche Siedlung bald ganz Polen durchdrungen. Nachdem 1237 die Weichselstädte Leslau und Plozk gegründet worden waren, erhielten Posen 1253, Krakau 1257, Gnesen 1262 deutsches Recht. Um 1300 hatte diese Bewegung bereits auch auf die Ostgebiete übergreifen: um 1300 war Lemberg, 1317 Lublin „nach deutschem Recht“ angelegt worden, vor 1334 hat Warschau, 1387 hat

Das große Theater in Warschau.

Sichtbild: Marburg.

X/XI/5



Sichtbild: Marburg. Ostgiebel der im Stil der märkischen Backsteingotik erbauten Marienkirche in Kulm.



Sichtbild: Marburg.

„Der Schöpfer der prächtigen Bauten des sogenannten Burg-Barocks war Thomas Rößler, dessen Einfluß wohl auch die Kirche in Drohiczyn am Bug ihre Entstehung verdankt.“





Lichtbild: Dr. Sappol.

Das Rathaus in Buczacz (Ostpolen) eine Schöpfung des deutschen Baumeisters Bernhard Merdener. Wilna deutsches Recht erhalten. Im ganzen gesehen haben also sämtliche wichtigen Städte Polens ihren Ursprung dem Siegeslauf des deutschen Rechts, der Latkraft deutscher Bürger und deutscher Kaufleute zu verdanken. Bis auf den heutigen Tag haben viele Städte in Polen die einstige Anlage, heute meist als „Altstadt“ bezeichnet, bewahrt: nahezu in der Mitte dieser Altstadt liegt der Ring mit dem Rathaus, von dessen Ecken die Hauptverkehrsstraßen zu den Stadttoren führten. Das Ganze war umschlossen von einem Mauerkranz, der wieder durch Wacht- und Tortürme verstärkt war. (Vgl. Karte S. 322.)

Am klarsten hat sich diese alte Anlage noch in Krakau und Warschau erhalten. Wenn auch das zunehmende Ausdehnungsbedürfnis der modernen Großstädte den alten Mauerring zum größten Teil gesprengt hat, so sind doch noch zahlreiche alte Patrizierhäuser erhalten geblieben, so zum Beispiel das Haus der Suggier oder der Schlichtings in Warschau oder die Tuchhallen in Krakau, in denen einst deutsche Kaufleute die Güter ihrer bis ans Schwarze Meer reichenden Handelsbeziehungen feilgebieten haben. Nördlich von Krakau stehen noch heute die Ruinen des Herrenschlosses von Ogradzieniec, das sich die deutsche Kauf-

mannsfamilie Boner, aus dem Elsaß stammend, hier hat einst anlegen lassen, als ihre Mitglieder durch ihre große Befähigung die einflussreichsten und mächtigsten Kaufleute im Lande geworden waren, die die Stadt Krakau jemals in ihren Mauern beherbergt hat. Mit seinen viele Stockwerke hoch aufragenden Mauern gibt dieser Schloßbau noch heute einen guten Begriff von der Macht und dem Ansehen deutschen Bürgerfums in diesem Lande.

Aber auch in der Neuzeit ist die stolze Kette deutscher Aufbaupkräfte in diesem Lande keineswegs abgerissen. Zu den bäuerlichen Siedlern, die ab 1600 von Danzig aus weichselaufwärts zogen oder den Warthe- und Neßebruch fruchtbar zu machen suchten, zu den böhmischen und pfälzischen Siedlern, die unter Maria Theresia und Kaiser Josef II. in Galizien zahlreiche deutsche Ansiedlungen schufen, kam bald eine neue Gestalt des deutschen Kulturträgers: der deutsche Industriepionier. Ebenfalls von den einheimischen Machthabern herbeigerufen, also nicht als Eindringlinge, waren, vor allem im 19. Jahrhundert, deutsche Weber und Tuchmacher nach Polen gekommen, die hier den Grundstein legten zu einer Textilindustrie, die bald Weltruf erringen sollte und ihre vortrefflichen Erzeugnisse durch das weite Rußland bis tief nach Asien hinein zu verbreiten verstand.

Unter dem Schutze der russischen Regierung waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts die ersten deutschen Weber und Spinner in das Land gekommen, die sich vor allem in Lodsch niederließen. Innerhalb weniger Jahrzehnte ist Lodsch von einem verelendeten Städtchen, das 1791 nur 191 Einwohner zählte, zu einer der größten und bedeutendsten Städte Polens emporgewachsen. Im Jahre 1823 zählte die Stadt bereits über 4000 Einwohner, 1864 stieg ihre Zahl auf 40000, von denen fast 70 v. H. Deutsche waren! 1937 zählte Lodsch nach der amtlichen polnischen Zählung 653 000 Einwohner und stellte so die zweitgrößte Stadt Polens dar.



Das Rathaus in Kulm.

Lichtbild: Marburg.

Neben den Schwaben eingewanderter deutscher Weber und Spinner waren es vor allem große Unternehmerpersönlichkeiten, denen Lodsch den Aufstieg zu einem der größten Textilplätze der Welt zu verdanken hat. Die hervorragendste Gestalt unter diesen wagemutigen Industriepionieren war Karl Scheibler, den man mit Recht den „Vater der Stadt Lodsch“ genannt hat. Von Geburt aus Rheinländer, Sproß einer alten Gelehrtenfamilie (sein Großvater war Pastor in Neunkirchen, sein Vater Fabrikbesitzer in Monschau), begann Karl Scheibler seine technische Laufbahn in Belgien, zog über England nach Osterreich und kam von hier nach Lodsch, wo er 1854 in seiner Fabrik mit 18 000 Spindeln und 100 Webstühlen den Betrieb aufnehmen konnte. Mit ihm begann der planmäßige Aufbau der Lodscher Großindustrie, die seit den sechziger Jahren noch durch eine ganze Reihe weiterer deutscher Unternehmen erweitert wurde, wie zum Beispiel durch die Firmen Robert Biedermann (1863), Karl Eisert (1864), Karl Bennisch (1863), F. W. Schweikert (1865), Eduard Hentschel (1865), Julius Heinzl (1866), Ludwig Peters (1867), Karl Anstadt (1867) u. a. Im ganzen gesehen also eine stolze Reihe deutscher Unternehmer und deutscher Industriepioniere!

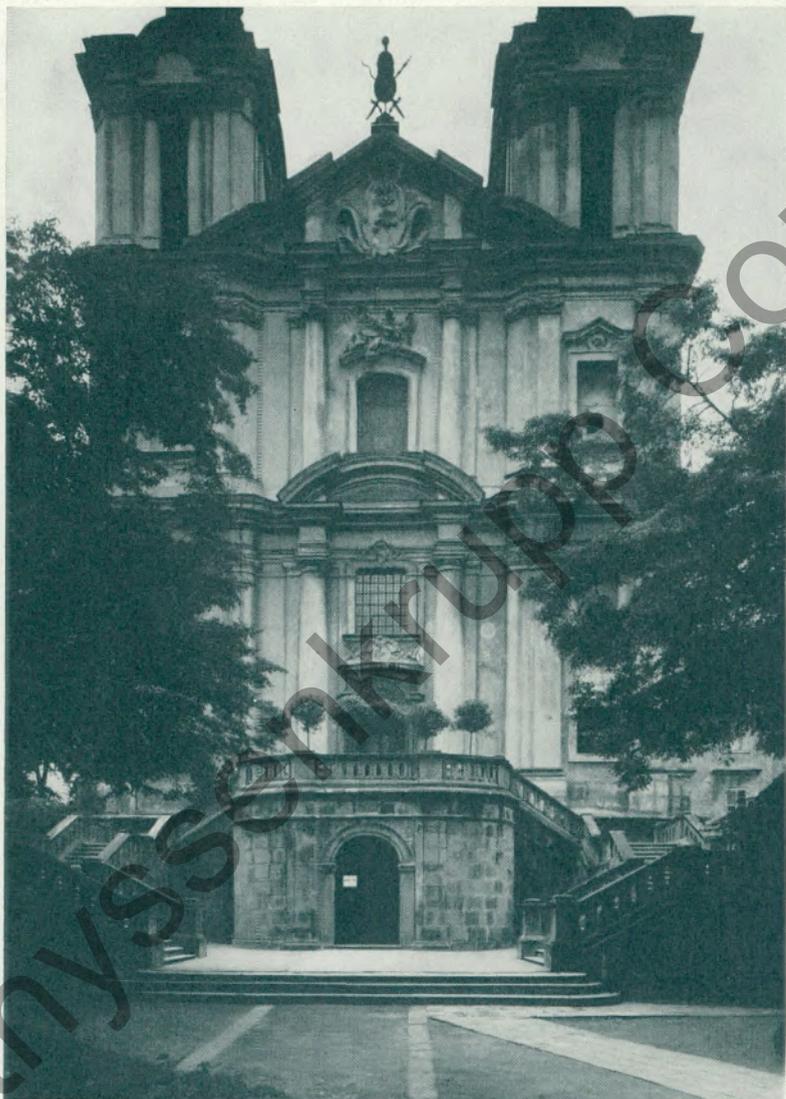
Nach den Leistungen des deutschen Missionars, des deutschen Bauern, Bürgers und Kaufherren erfuhr die deutsche Aufbauarbeit in Polen ihren Höhepunkt und ihren bekrönenden Abschluß durch den deutschen Künstler. Wohl auf keinem anderen Gebiete lassen sich die Zeugnisse einstiger deutscher Kulturleistungen in Polen noch heute in so ein-



Schreibild: Dr. Sappol.

Noch heute mahnen die mächtigen Türme der Marienkirche in Krakau, die von deutschen Baumeistern (Meister Weruer, Zipser, Parler u. a.) errichtet wurde und die bis ins 16. Jahrhundert hinein als „Kirche der Deutschen“ galt, an das einstige Ansehen deutschen Bürgertums in dieser Stadt.

dringlicher Weise erkennen wir gerade im Bereich der Kunst. Dieses Gebiet läßt daher heute noch am klarsten Reichweite und Verlauf der deutschen Einflüsse sichtbar werden. Überblickt man den Gesamtverlauf der Kunstentwicklung in Polen, so läßt sich sagen, daß neben gelegentlichen französischen und italienischen Einstrahlungen bereits die romanische Kunst stärkstens unter deutschem Einfluß steht, der sich bis Halitsch am Dnjepr ausgedehnt hat, und daß die Kunst der Gotik in Polen ganz ausschließlich deutschen Vorbildern und deutschen Künstlern ihre Entwicklung zu verdanken hat. Auch in der Neuzeit, der Zeit der Renaissance und des Ba-



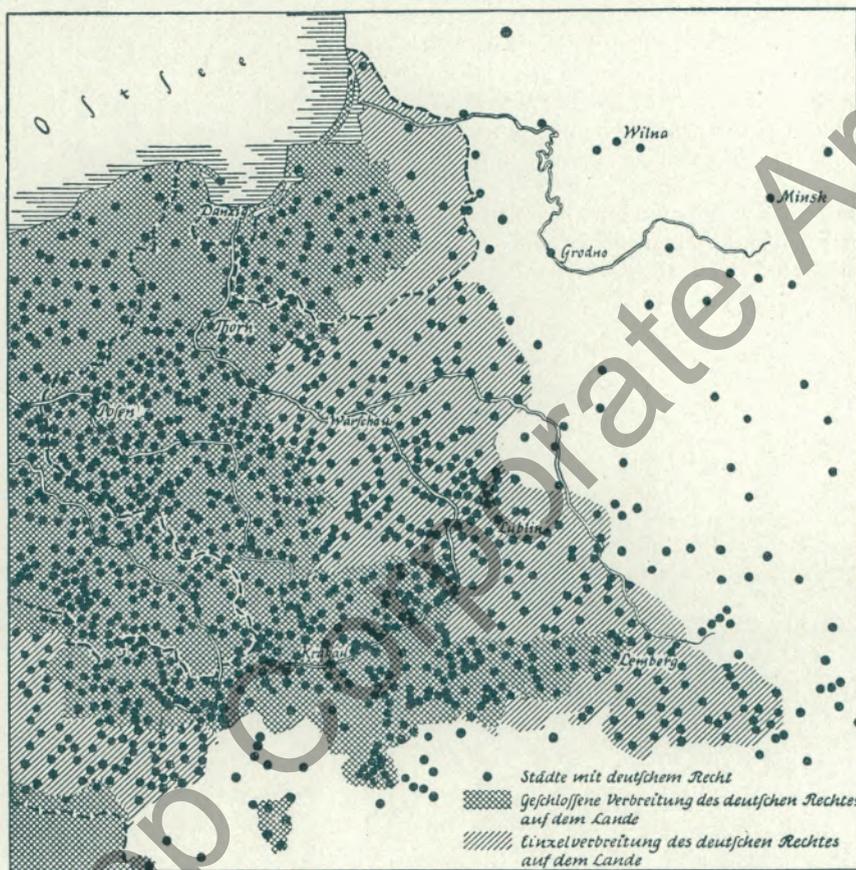
Die Pauliner Kirche in Krakau, Schreibild: Marburg.  
von Johann Münz aus Schlessen erbaut (Mitte 18. Jahrhundert).

rock, verlieren die deutschen Einflüsse trotz italienischer Einwirkungen und der beginnenden Tätigkeit einheimischer polnischer Künstler nicht ihre Bedeutung und erreichen im Spätbarock, vor allem in Ostpolen, eine neue Hochblüte, die erst in den letzten Jahren dank eingehender Forschungen auf diesem Gebiet in ihrem vollen Umfang erkannt worden ist.

Die Kunst der Gotik hat in Polen auf zwei Wegen Eingang gefunden, von Süddeutschland über Böhmen und Schlesien und von Norden her über das Deutschordensland Preußen. Wie weitreichend und nachhaltig dieses Eindringen gotischer Bauformen in Polen in dieser Zeit gewesen ist, läßt die Tatsache erkennen, daß schlesische Baumeister in Gnesen und Lemberg am Bau der dortigen Kathedralen mitgearbeitet haben und daß Danziger Bauleute die Johanneskathedrale in Warschau errichten halfen. In ganz besonderem Maße hat die Burgenbaukunst des Deutschen Ordens beispielgebend und anregend eingewirkt. Noch heute hat sich in Ciechanów (nördlich von Warschau) die Ruine des Schlosses der Herzöge von Masowien erhalten, die ganz dem Vorbild der Ordensburgen entspricht. In Warschau selbst ist kürzlich im königlichen Schloß, das ursprünglich ebenfalls den masowischen Herzögen als Residenz diente, gut erhaltenes backsteingotisches Mauerwerk aufgedeckt worden, das zusammen mit dem Turm der kleinen Marienkirche und dem gotischen Masowierhaus auf dem Ring die einstige Geltung gotischer Kunstformen in dieser Stadt eindringlich bekundet. In weiteren Ausläufern finden sich sodann Burgen im Ordensstil in Troki bei Wilna und in dem weit nach Osten vorgeschobenen Schloß Mir, das, mitten in den unermesslichen Grenzwäldern des Ostens gelegen, mit seinen mächtigen Türmen und stolzen Mauern wohl das eindrucksvollste Denkmal deutschen Kunstschaffens im Osten darstellt. Ihre reinsten und umfassendste Ausprägung hat die Gotik in Polen in Krakau, der alten Königsstadt, gefunden, die im 14. und 15. Jahrhundert eine in ihren führenden Schichten deutsche Stadt gewesen ist. Die süddeutschen Einflüsse, die vor allem von Nürnberg ausgingen, haben die Kultur dieser Stadt so weitgehend beeinflusst, daß man sie geradezu als das „Nürnberg des Ostens“ bezeichnet hat. Noch heute mahnen die mächtigen Türme der Marienkirche, die bis ins 16. Jahrhundert hinein als „Kirche der Deutschen“ galt, an das einstige Ansehen deutschen Bürgertums in dieser Stadt. In ihrem Innern birgt dieses Gotteshaus den weltberühmten Marienaltar des Nürnberger Meisters Veit Stoss, der in zwölf langen Jahren (1477 bis

1489) hier dieses Meisterwerk spätgotischer Schnitzkunst geschaffen hat. Neben Veit Stoss war jedoch noch eine ganze Reihe anderer Nürnberger Meister für die polnische Königsstadt tätig. Peter Vischer lieferte Grabplatten, Hans Dürer, der Bruder Albrechts, war hier als Hofmaler tätig, Hans Süß von Kulmbach lieferte große Altäre, die heute gleichfalls das Innere der Marienkirche schmücken, Peter Fletner und Pankraz Labentwolf schufen den Silberaltar in der Wawelkathedrale. Wie man daraus ersehen kann, waren also Männer, die zur Elite deutschen Künstlerums gehörten, in Krakau tätig und machten durch ihre Werke die Stadt zum Zeugen unvergänglicher deutscher Kunstleistungen.

Aber auch in den folgenden Jahrhunderten rissen die deutschen Einflüsse nicht ab. In der Zeit der sächsischen Könige sind begreiflicherweise Bauformen des sächsischen Barock auch in Polen zur Geltung gekommen, die vor allem das Antlitz Warschaus, der neueren Hauptstadt Polens, mitgestaltet haben. Ein bisher wenig beachtetes Beispiel dieses sächsischen Einflusses stellt das Schloß Radzyń (östlich von Warschau) dar, dem noch weitere Bauten im Lande selbst an die Seite gestellt werden könnten. Sodann zeigen sich starke deutsche Einflüsse in den Barockbauten der östlichen Landschaften um Wilna, am Bug und in der Lemberger Gegend. Wie wir nun auf Grund neuester Forschungen wissen, hatten in allen drei Gebieten deutsche Ba-



Aus „Volk und Reich“.

### Die Verbreitung des deutschen Stadtrechts im Osten.

rockarchitekten die Führung: In Wilna hat um die Mitte des 18. Jahrhunderts Joh. Christoph Glaubitz einen überragenden Einfluß ausgeübt. Der Schöpfer der prächtigen Bauten des sogenannten Bug-Barocks, so vor allem in Chelm, Wlodawa und Lubartów, war Thomas Rößler, dessen Einfluß wohl auch jene Barockkirche in Drohiczyn am Bug ihre Entstehung verdankt, die mit ihrer schön geschwungenen Fassade weiß und leuchtend in das Tal des Bug hineinstrahlt. Im Lemberger Gebiet hat der Deutsche Bernhard Merdener Großleistungen deutscher Barockarchitektur vollbracht. Neben der St.-Georgs-Kathedrale in Lemberg selbst, die von einem Hügel herab das gesamte Stadtbild beherrscht, verdient vor allem der Rathausbau von Buczac z Erwähnung, dessen Dach von Sandsteinplastiken bekrönt wird, die ebenfalls einem Deutschen, W. Pinsel, ihre Entstehung verdanken. Aus der gleichen Epoche stammt sodann das berühmte Wallfahrtskloster Poczajów (nordöstlich von Lemberg), das in seiner Lage und Gestalt nur noch mit dem Kloster Melk an der Donau verglichen werden kann. Der Schöpfer dieses überragenden Kunstwerkes hier auf weit in den Osten vorgeschobenem Posten war ebenfalls ein Deutscher, der Baumeister Gottfried Hoffmann aus Breslau.

rockarchitekten die Führung: In Wilna hat um die Mitte des 18. Jahrhunderts Joh. Christoph Glaubitz einen überragenden Einfluß ausgeübt. Der Schöpfer der prächtigen Bauten des sogenannten Bug-Barocks, so vor allem in Chelm, Wlodawa und Lubartów, war Thomas Rößler, dessen Einfluß wohl auch jene Barockkirche in Drohiczyn am Bug ihre Entstehung verdankt, die mit ihrer schön geschwungenen Fassade weiß und leuchtend in das Tal des Bug hineinstrahlt. Im Lemberger Gebiet hat der Deutsche Bernhard Merdener Großleistungen deutscher Barockarchitektur vollbracht. Neben der St.-Georgs-Kathedrale in Lemberg selbst, die von einem Hügel herab das gesamte Stadtbild beherrscht, verdient vor allem der Rathausbau von Buczac z Erwähnung, dessen Dach von Sandsteinplastiken bekrönt wird, die ebenfalls einem Deutschen, W. Pinsel, ihre Entstehung verdanken. Aus der gleichen Epoche stammt sodann das berühmte Wallfahrtskloster Poczajów (nordöstlich von Lemberg), das in seiner Lage und Gestalt nur noch mit dem Kloster Melk an der Donau verglichen werden kann. Der Schöpfer dieses überragenden Kunstwerkes hier auf weit in den Osten vorgeschobenem Posten war ebenfalls ein Deutscher, der Baumeister Gottfried Hoffmann aus Breslau.



Apostelkopf aus dem Krakauer Marienaltar des Veit Stof (1477 bis 1489).  
thyssenkrupp Corporate Archives

# Als Zietenhusar Friedrichs des Großen in Polen.

Tagebuchblätter des Reiteroffiziers Logan Logejus.

„Es war schon spät, die Sonne war längst hinter uns untergegangen, unsere Pferde dampften, schwache Nebel begannen sich rechts und links in den Niederungen zu zeigen. Nach der Beschreibung des Fürsten hatten wir sein Gebiet innerhalb Polens längst hinter uns gebracht, da bemerkte ich vor uns ein größeres Dorf. Unter den Häten fiel mir ein ansehnliches Gebäude auf, das sich sehr bald als die Dorfschenke herausstellte; ich wählte sie zu unserem Nachtquartier. Mit der gespanntesten Miene trat uns der Wirt, ein Jude, entgegen, um sich die Hände reibend, unter vielen Verbeugungen ein Nachtquartier anzubieten. Eine Frage schien ihn sichtbar zu quälen; um sie anzubringen, machte er sich um meine Husaren zu schaffen. Während ich im Begriff war, meine Pistolen aus den Pistolentaschen zu nehmen, wurde ich gewahr, wie der Jude mit freundlich-schleimischer Miene den Josef Wawrzik auf polnisch fragte: „Die gnädigen Herren sind ganz gewiß Russen?“ Wawrzik, der wohl nicht mit einer derartigen Frage gerechnet haben mochte, bejahte sie zum Glück.

Unter der Maske eines russischen Offiziers machte ich nunmehr gelegentlich des Nachtmahls die Bekanntschaft unseres schwarzgelockten Wirtes; er nannte sich Schmuhl. Das Vorgeben, daß wir Russen wären, hatte ihn äußerst vertraulich gestimmt, weswegen ich es wagte, ohne befürchten zu müssen, Argwohn zu erregen, ihn über alles Mögliche auszufragen. Wenn er mir auch über das Kloster einige Auskunft gab, so schien es ihm angenehmer zu sein, sich mit mir über alles das, was die russische Armee und seine eigenen Geschäfte betraf, zu unterhalten und so kam folgendes zur Sprache:

Der Schmuhl war durch Empfehlungen polnischer Magnaten mit den russischen Heerführern, insbesondere mit dem Feldmarschall Salkitoff, bekanntgeworden. Der Erfolg dieser seiner Bekanntschaften mußte für ihn äußerst vorteilhaft gewesen sein, denn er hatte mit der Zeit den Auftrag bekommen, Magazine in Posen, Kosten und Gostyn anzulegen, um den Vormarsch der russischen Armee zu fördern. Hinsichtlich der Magazine in Posen und Kosten war er dem Auftrage nachgekommen, dagegen hatte er das Magazin in Gostyn noch anzulegen. Vertrauensfelig, wie er war, gab er mir noch eingehende Auskunft über die Absichten der russischen Heerführer, er meinte auf meine höchst erstaunte Frage, woher er denn wüßte, daß sich die Russen mit den Österreichern in Schlessien vereinigen wollten, daß er sein Wissen von den russischen Offizieren hätte. Zwar hätten ihm die Russen seine Lieferungen noch nicht bezahlt, aber fest versprochen, daß er goldene Münzen dann bekommen würde, wenn der König von Preußen erst endgültig geschlagen sein würde. Und daß der Preußenkönig, noch bevor im Herbst die Blätter fallen würden, durch alle seine Feinde, besonders aber durch die Franzosen, Österreicher und Russen, besiegt werden würde, war für ihn Glaubenssache.

Hierauf kam der Schmuhl auf das Lichtfest, auf die babylonische Weissagung und auf die Zukunftsdeutung seines Rabbiners zu sprechen, nach welcher der König von Preußen drei Schlachten hintereinander verlieren würde, von denen er eine bereits verloren hätte, während die beiden nächsten noch in diesem Jahre gegen die Russen verlorengehen würden. Sehr bald würden sich die Hebräer über alle Königreiche ausdehnen, und die Nachkommen aus seinem Blute würden in ganz Preußen und den angrenzenden Reichen herrschen, wenn die sterbende Generation nach ihm zur Blüte gelangt sein würde. Ich hörte mir alles an. Um ihn seiner Gesprächigkeit nicht zu berauben, verschwieg ich ihm wohlweislich, daß die bösen Preußen seine Magazine bereits angekokelt hatten.“

Die vorstehenden, in mannigfacher Hinsicht aufschlußreichen Abschnitte befinden sich in einem Buch, dessen Handschrift fast eineinhalb Jahrhunderte lang in dem alten Schreiberbuch eines pommerischen Rittergutes geschlummert haben muß. Die vergilbten Blätter, ans Tageslicht befördert, enthielten die Tagebuchaufzeichnungen eines Mannes, der als Reiteroffizier unter dem Großen König in den Jahren 1741 bis 1759 seine Meriten sich erwarb. Die Niederschrift auf Grund seiner Erlebnisse geschah 1783/84. Das bei engem Druck außerordentlich umfangreiche Werk (315 Seiten), welches Jakob Anton Friedrich 1934 der Öffentlichkeit übergab: „Logan Logejus, Meine Erlebnisse als Reiteroffizier unter dem Großen König“ (Verlag Wilsch, Gottf. Korn, Breslau), liest sich, das sei vorausbemerkt, wie ein spannender Abenteuerroman. Es ergibt sich, daß das Leben — nicht die überspannte Phantasie — die wirklichen erregenden Abenteuer erfundet und, wie in diesem Falle, dem Schreiber, der bestimmt mehr ein Mann des Schwerfes als der Feder gewesen ist, die Sprache beflügelte. Ein Mann von preussischem Schrot und Korn, ein hingebender, tapferer Soldat und Offizier seines Königs erhebt im Spiegel seiner Zeilen — und darüber hinaus ein Bild des beispielhaften Kampfes der preussischen Grenadiere um die Idee des Reiches. Diese Tagebuchblätter stellen in ihrer geraden männlichen Schlichtheit ein huldigendes Treuebekenntnis zu dem Genie des unvergleichlichen Preußenkönigs dar, und wir lesen Sätze in ihnen, die kein Dichter schöner ausdrücken könnte:

„Der König war mit dem heutigen Tage für einen jeden unserer Krieger zum Gott geworden. Er, der sich in seiner vom Staub und Pulverquahl völlig geschwärzten Uniform von keinem Grenadier unterschied, der mitten in einer Hölle von Tod und Gefahr in jeder Soldat gestanden und unerschrocken mit dem Degen in der Hand allen ringsum bewiesen hatte, daß er auch zu kämpfen vermochte wie ein jeder andere Mann, er hatte, ungeachtet des Verlustes einer Schlacht, eines Lagers und vieler Generale und Soldaten, im Scheine des brennenden Hochkirch sich die Herzen seiner Krieger für sein Leben erobert.

Nur von einem, der es miterlebt hat, kann es ausgesprochen werden: Der Überfall auf unser Lager, mit dem der Feldmarschall Daun und seine Heerführer doch etwas ganz anderes zu erreichen trachteten, wurde ein Fundament zum Ruhm und zur Größe unseres Königs, wurde ein Sockel der künftigen Sicherheit Preußens, wurde zum Eckstein des Glücks meines geliebten Vaterlandes. Denn alle die furchtbaren Schicksalsschläge, denen wir noch entgegenzugehen hatten, wir alle, unser König, unsere Armee, unser Vaterland konnten nur dadurch jeweilig überwunden, gar manchmal gemeistert und schließlich besiegt werden, daß sich in Hochkirch etwas Offenbart hatte, das heller scheint als alle Diamanten der Welt und das wertvoller ist als alles Gold dieser Erde.“

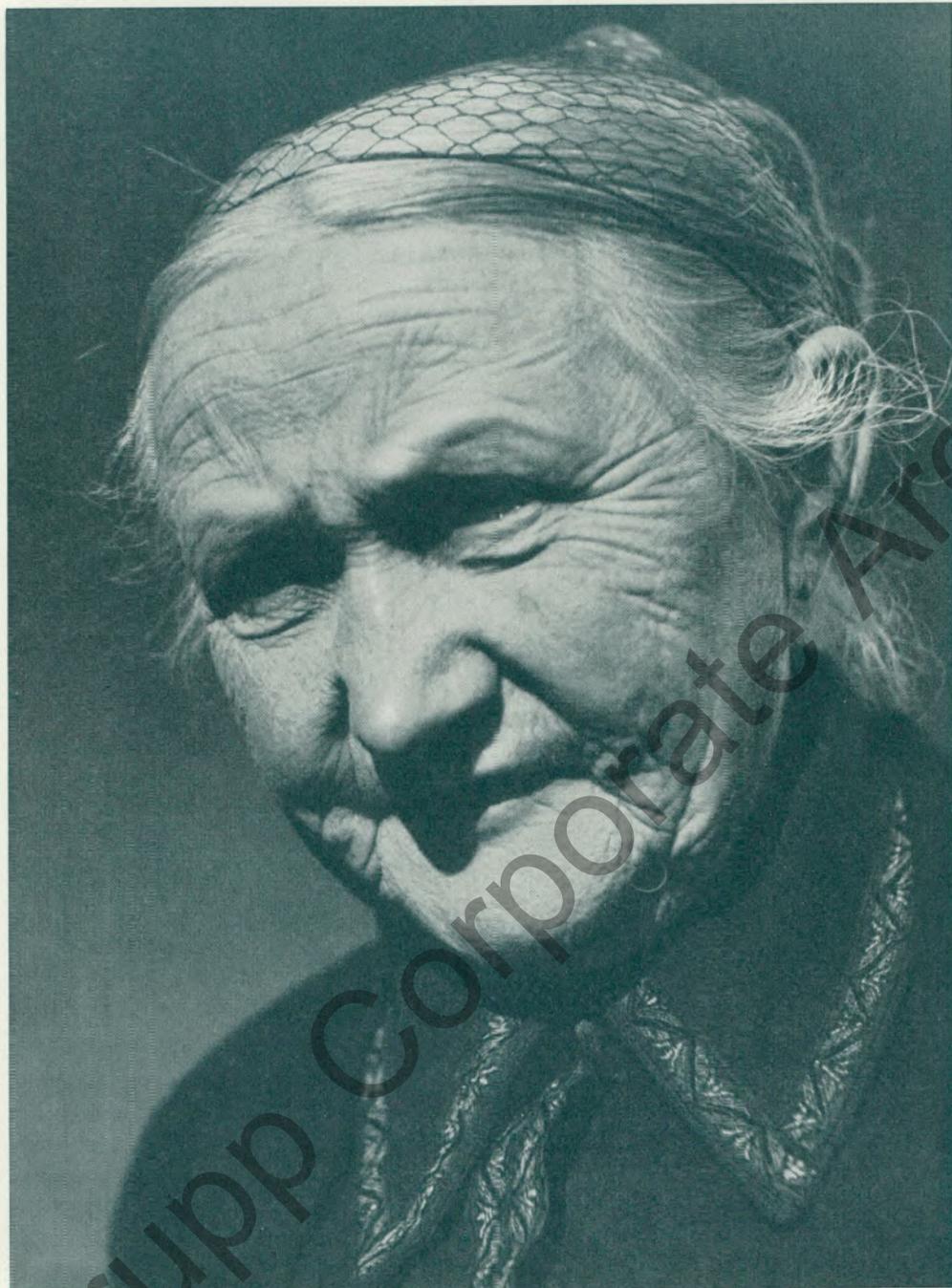
Aus solchen Worten spricht der gleiche friderizianische Geist, wie er auch heute die deutschen Soldaten des Führers unbesieglich macht — es ist der Geist des „Und im Unglück nun erst recht!“, der Geist der Goethewerke: „Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten“, der Geist der männlichen Unüberwindlichkeit, ohne den Reiche zerfallen und Rassen untergehen müssen.

Wir erkennen die tiefe Beziehung eines solchen vom Leben geschriebenen Buches zu unserer deutschen Gegenwart. Diese höhere Aktualität, diese immerliche Lebendigkeit macht den Reitermajor Logan Logejus, der als Unteroffizier wegen Tapferkeit vor dem Feind zum Offizier befördert wurde, zu unserem Freund.

Gerd Vielhaber.

Mutter Kaabe,  
die älteste Bäuerin der Blakte.  
Sie kam vor mehr als fünfzig  
Jahren nach Südafrika und  
spricht heute noch ein unver-  
fälschtes hannoversches Platt.

Lichtbild: Ilse Steinhoff.



## Brüder über dem Meer.

Zu einem Weltwanderbuch des Dichters Karl Götz.

Von Gerd Vielhaber.

„Ich hörte mitten durchs Gebraus  
Meine Fraumuttersprache!“

Eichendorff.

In allen Schilderungen, die vom Kampf deutscher Männer und Frauen um ihr Volkstum und Lebensrecht, um die Erhaltung ihrer Muttersprache außerhalb der Grenzen des Reiches auf europäischem Boden und jenseits der weiten Meere berichten — und welche Härten, schicksalhaft Schweres, welche Untergänge und Überwindungen galt es festzuhalten! —, finden wir immer wieder den gleichen tiefen Unterton eines unkegelmäßigen Heimatstolzes, abgestuft zwar in vielfältigen Schattierungen, aber unüberhörbar und durch keinen Lärm in der Welt zu ersticken. Solchen Schwim-

gungen bewundernder Sehnsucht nach den grünen Flüssen und Wäldern, nach den bunten Städten Deutschlands wohnt eine süße Melodie inne; es ist dieselbe, die in den übermütigen, kecken Versen Eichendorffs vom „Auswanderer“ auf einmal anklingt und unser Herz berührt:

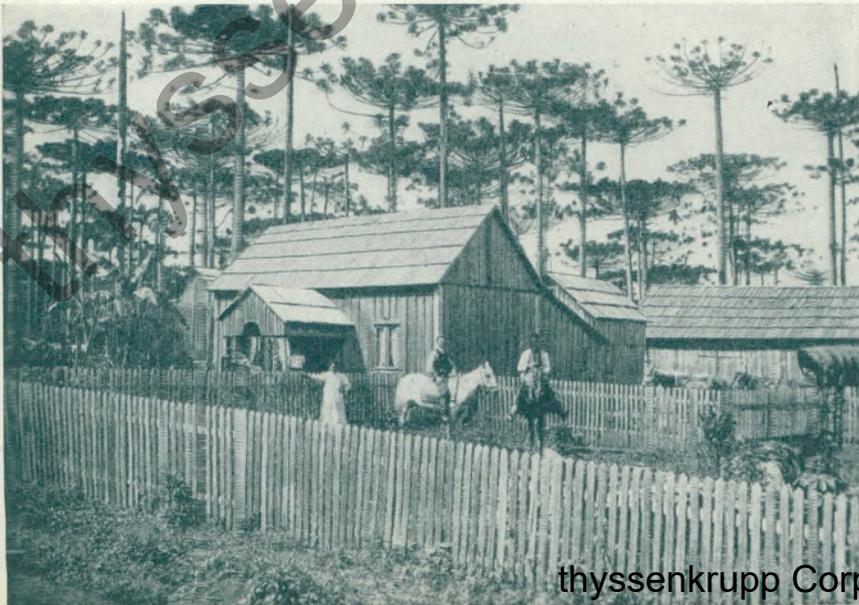
„England zur Rechten und Frankreich links,  
Jetzt in den Ocean gradhinaus ging's,  
Daß mir der Wind am Hute pfliff;  
Ich stand ganz verr in dem Schiff,  
Und als die Alte Welt versank,  
Nahm ich mein Waldhorn und blies Ade,  
Das gab einmal einen prächtigen Klang!  
Mir aber tat's doch im Herzen weh.“



Lichtbild: Ilse Steinhoff.  
Der Deutsche Dr. Lippoldes beim Holzfällen  
im Urwald des Kilimandscharo.



Lichtbild: Deutsches Ausland-Institut.  
Deutsche Siedlerfamilie in Salto Grande,  
Santa Catharina (Brasilien).



Wer den Einsatz unerschöpflicher Lebenskraft unseres Volkes in langen Jahrhunderten durch deutsche Auswanderer: Forscher, Ärzte, Farmer und Kolonisatoren, seine Auswirkungen in allen Erdteilen auf den kulturellen und zivilisatorischen Fortschritt würdigen will, der wird sich immer von dieser zwiefachen Eigenschaft des deutschen Menschen ergriffen fühlen: von dem kühnen Trieb, die Welt zu erforschen dort, wo sie den erbittertsten Widerstand leistet, bis zur Verschwendung des eigenen Ich, ja, an die Grenzen der persönlichen Preisgabe um des gesteckten Pionierzieles willen, und von jener verzehrenden Liebe zum Mutterland, die eine magische Gewalt hat über alle Entfernungen der Erde. Deutsches Wikingerium ist nicht denkbar ohne diese Leidenschaft, seßhaft zu sein auf eigenem Boden, und ohne die mächtige unsichtbare Brücke, deren Bogen gespannt sind aus aller Welt in die Täler der Heimat.

Es ist klar, daß die dynamische Gestaltwerdung des Großdeutschen Reiches im mitteleuropäischen Raum ihre tiefen Wirkungen bis zu den äußersten Vorposten unseres Volkstums in Übersee ausstrahlt. Noch der einsamste Farmer, der mit Frau und Kindern gegen die zähen Unbilden des tödlichsten Urwaldes sein Stück Land und seine Blockhütte behauptet, fühlt sich in ihren Bannkreis einbezogen; er weiß, daß seine harten Säuste allein nicht den Daseinskampf bestehen könnten, wenn nicht die Kraft der Heimat zugleich sein Herz auf unennbare Weise stärkte. Und so ist es mit allem Kampf der Menschen bestellt: Bitternis und Not, die auf uns einströmen, sind erträglich, solange wir um das Licht wissen, um das letzte Fünkchen Hoffnung, daß unsere Heimsuchung nicht umsonst geschieht, daß ein größerer, allgemeinerer Sinn auch die unerbittlichste Stunde adelt.

Dieses ethische Bewußtsein des Notwendigen kennzeichnet die bedeutenden literarischen und dichterischen Werke, die wir dem Kampf deutscher Menschen um ihr Volkstum in aller Welt verdanken dürfen. Zwanzig Millionen Deutsche leben heute außerhalb der Reichsgrenzen. Zwanzig Millionen Herzen schlagen draußen für dieses Land, das die gewaltigste Lebensanstrengung seiner zweitausendjährigen Geschichte unternimmt —; aber nicht ausdrückbar in Zahlen ist die Fülle sehnsüchtiger und stolzer Gedanken, mit denen die zwanzig Millionen den wunderbaren Weg ihres Volkes begleiten. Gewiß nicht in Zahlen! Wäre in Zahlen alles auszudrücken, was Herzen bewegt, dann — gäbe es keine Dichter mehr. Sie sind dazu bestimmt, in Worten zu bilden, was Millionen empfinden, und meistens sind es nicht die seltsam-feierlichen, sondern die einfach-menschlichen Worte, die den Zauber der Seele aufschließen und leuchten machen.

Heute, nachdem der Widerstreit und trostlose Lärm im eigenen Hause verstummt ist und die verpflichtende Aufgabe, das Reich zu festigen, alle Gemüter erfaßt hat, finden darum die Rufe, die über die Grenzen zu uns dringen, ein früher nicht gekanntes Echo. Rufe über Grenzen! Läßt sich eine umfassendere Umschreibung für alle dichterischen Äußerungen des Auslandsdeutstums finden? Sie stammt nicht von uns, sondern stellt den Titel eines Schicksals- und Ehrenbuches des deutschen Volkes dar. In ihm hat der Professor an der Universität Münster, Dr. Heinz Kindermann, die Dichtung und den Lebenskampf der Deutschen im Ausland in kurzen Abschnitten dargestellt und von jedem der Dichter charakteristische Proben seines Schaffens ausgewählt. So ergibt sich eine nach Ländern und Erdteilen geordnete weiträumige und großzügige Schau, die über den Rahmen einer bloßen Anthologie hinausgreift. Die hier gewürdigte Neuerscheinung stellt eine bearbeitete und gekürzte Volksausgabe von immerhin noch über 400 Seiten des großen gleichnamigen Werkes dar.

Deutsches Kolonistenhaus in Ivahy (Brasilien).  
Lichtbild: Deutsches Ausland-Institut.

mit dem der Junge-Generation-Verlag (Berlin) einen entscheidenden Beitrag zur kulturellen Volkstumsarbeit geliefert hat. Der Reichtum deutschen Geistes in allen Erdteilen scheint unerschöpflich. Es ist nicht möglich, in diesem Aufsatz aufzuzeigen, welche Männer und Frauen in Übersee im einzelnen das Banner der deutschen Sprache mutig und unbeirrt aufgerichtet und beschützt haben; es kann nur ein Überblick im ganzen gegeben werden, um dann den Blick auf eine ungewöhnliche Dichtung zu lenken und ihr im Namen aller Bewunderung zu zollen.

So nennt die prachtvolle Zusammenstellung Dr. Kindermanns fast dreißig Dichternamen für das Deutschtum in Nordamerika, über zwanzig Namen für Süd- und Mittelamerika, darunter die Dichterin Maria Kahle; unter den sieben Namen Deutsch-Afrikas befindet sich der des Dichters Hans Grimm, dessen Lebenswerk: die „Niewagen-Saga“, die „Südafrikanischen Novellen“, „Der Richter in der Karu“, der „Ilsucher von Duala“, die „Lüderitz-Land-Erzählungen“ und vor allem der unvergleichliche große politisch-dichterische Roman „Volk ohne Raum“ — sein Titel wurde zum Begriff unseres völkischen Schicksals — als das schöpferische Beispiel volksdeutscher Kulturäußerung gelten darf.

Das Deutschtum in Asien verzeichnet den Namen des Dichters Karl Gög, dessen kostbares Fahrtenbuch von der weiten Welt, von Kindern und von Deutschland: „Das Kinderschiff“ den Volksdeutschen Schrifttumspreis der Stadt Stuttgart und des Deutschen Auslandsinstituts erhalten hat. Gög, heute Stuttgarter Ratsherr, erzählt in seinem Buch von seinen Erlebnissen als Lehrer in der deutschen Palästina-Siedlung Bethlehem bei Haifa, die knapp zweieinhalbtausend Seelen umfaßt, und schildert in einem Stil von blühender Fröhlichkeit das große Erlebnis der Deutschlandfahrt seiner schwäbischen Siedlerkinder.

Inzwischen hat der Dichter ein neues Werk in unsere Hände gelegt, welches wie das heiter segelnde „Kinderschiff“ im Verlage von J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart erschienen ist.

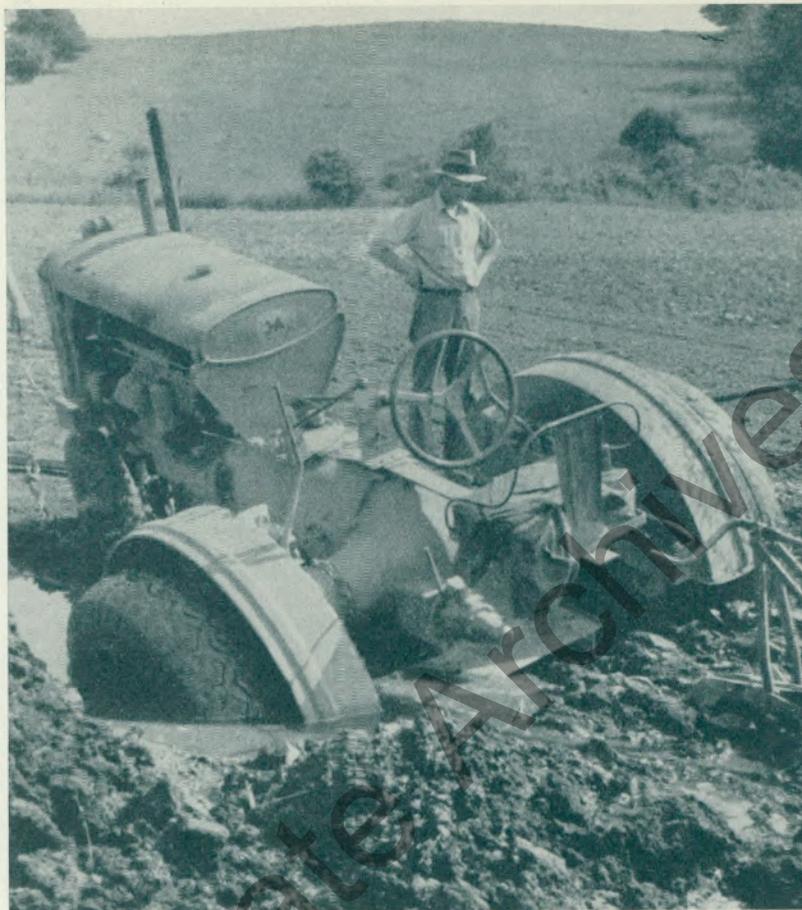
In den „Rufen über Grenzen“ finden wir es nicht mehr verzeichnet — und doch scheint es uns seiner inneren Haltung nach in einer engen Beziehung zu ihm zu stehen. Während der Literaturhistoriker Professor Kindermann eine umfassende Schicksalschau volksdeutscher Stimmen zu geben versuchte und die eindringlichsten Rufe sammelte, die über unsere Grenzen dringen, hat sich Karl Gög mit der Hofentfasse des Poeten auf die Reise nach Kanada, durch ganz Amerika bis nach Argentinien und Brasilien gemacht, zu Schiff und im Auto, mit der Eisenbahn, hoch durch die Luft und auf dem Pferderücken, und hat die Schicksale und Begegnungen aufgeschrieben in einem Buch, das von nun an zu den schönsten dichterischen Gestaltungen einer deutschen Reise zählen wird.

„Brüder über dem Meer“ ist sein Titel — und ist doch unendlich viel mehr: das Bekenntnis eines deutschen Mannes, der als Bote im menschlichsten Auftrage der Heimat in die Siedlungen deutscher Auswanderer fuhr, in Urwaldblockhütten an den Herd deutscher Farmerfamilien trat, um ihnen von zu Hause zu berichten und, was nicht weniger wichtig ist, auf ihre Fragen zu antworten. Auch Gög sammelte Stimmen, Stimmen der Sehnsucht und Stimmen vieler Schicksale, die ihm — dem Bruder — von den Brüdern anvertraut wurden; er hat sie in kurzen und längeren Abschnitten aneinandergereiht. Und hierin unterscheidet sich sein Buch von den vielen Erzählungen und Romanen anderer volksdeutscher Schriftsteller, die das Schicksal eines gefährdeten Hofes, einer Stadt oder einer Landschaft in den Rahmen einer Handlung ein-

Kolonie Terra Nova, Verwaltungshaus der deutschen Kolonie. Paraná (Brasilien).

Lichtbild: Deutsches Ausland-Institut.

X/XI/13



Lichtbild: W.M.-Wagner.

Eingesunkener Trecker eines deutschen Kolonisten in Saint-Paris, Ohio (USA).



Lichtbild: W.M.-Argusfot.

Im Urwald entsteht eine Siedlung. Pucón (Chile).



spannen, von Grund auf: Götz hat eine Vielfalt schicksaliger Erlebnisse mit dichterischer Einfalt des Herzens dargestellt, Blatt für Blatt, so wie ihn sein Weg zu den Menschen seiner Reise führte; aber was scheinbar ein Nebeneinander in seiner Schilderung war von Lebenskämpfen einzelner, von Kümernissen und Hoffnungen, verwob sich ihm behutsam in der Darstellung, wenn kaum geahnte Fäden zwischen Entfremdeten, für einander Verschollenen sich neu knüpften, zu einem bunten Teppich des Lebens, und wir erfreuen uns an einem mosaikenen, aus kleinen und kleinsten Steinen zusammengefügt Bild.

Es ist notwendig, einige Tagereisen des großen Weges gemeinsam mit dem Dichter dieses wahren Weltwanderbuches zu machen, um zu ermessen, welcher Kraftstrom das Flussbett seiner Sprache füllt.

Da nimmt er Abschied von Deutschland vor der Ueberfahrt:

„Der Zug fuhr über Waldberge und durch weite Ackerbreiten, fuhr durch schaffende werkschwere Städte



Holstein liegt im Staate Nebraska (USA.) unweit von Minden und Roseland . . .

Sichtbilder: B.D.L.-Wagner (2), B.D.L. (1).

und an vielen Dörfern vorbei. Und es war mir, als läute ganz Deutschland mit all seinen Glocken zusammen: mit den hellen aus den frohen Weintälern, mit den silbernen aus seinen Wiesengründen, mit harten, die wie Ambosshämmer in den Fabriken dröhnen, mit wolkenstürzenden aus dem Land am Meer.

So haben die, die fortgezogen sind, Deutschlands Glocken gehen hören; denn wenn man aus der Heimat geht, da sieht man

Dinge, die man nie gesehen, und hört man Glocken, wo kein Kirchturm steht. Wer aber diesen Klang vernommen, der behält ihn, er mag wandern, wohin er will, als aller Musiken herrlichste im Ohr.“

Diese Sätze befanden sich in den ersten Abschnitten des Buches, von dem hier die Rede ist, und es gäbe eine Fülle noch anzumerken, wenn nicht der beschränkte Raum uns zwänge, weiterzublätern. Weiß der Leser zum Beispiel dieses:

„Es gibt achtzig Orte in Amerika, die Hannover heißen, und hundert gibt es auf der ganzen Welt, und daran ist nichts aufgerundet. Es gibt fast tausend deutsche Städtenamen in Amerika: Berlin, Stuttgart, München, Köln, Ulm, Breslau, Schleswig, Baden, Mecklenburg, Weimar, Emden... Aber man kann ja nicht tausend Namen aufzählen. Auf einer deutschen Himatkarte vom Staate Ohio liegt

...während Bremen im Staate Kansas (USA.) liegt.





Auf dem Harpzbahnhof von Berlin Lichtbild: Ilse Gremhoff.  
zwischen East London und King Williamstown (Südafrika).

zwischen Fluß und Eriesee  
Ort an Ort... Wenn man  
zum Beispiel aus Han-  
nover, vierzig Minuten  
südwestlich von Cincin-  
nati, eine schwache Stun-  
de mit dem Auto fährt,  
kommt man nach Olden-  
burg. Dort in der Haupt-  
straße beachte man einen  
Wegzeiger. Er weist  
nach Hamburg, das  
leichtlich in sieben Minu-  
ten zu erreichen ist. Über  
Elfaß kommt man dann  
nach Pyrmont, und dort  
hat man die Wahl: Man  
kann ostwärts über Co-  
lumbus nach Bremen  
fahren und von dort über  
Hannover nach Dresden  
und weiter über Berlin  
nach Braunschweig...“

Solche Notizen sind zahlreich eingestreut; wir er-  
fahren Dinge, die wir uns nicht träumen ließen,  
und greifen mitunter zu einem Stück Papier, um  
es festzuhalten — bis uns der Dichter wieder mit dem  
stillen Adagio eines Heimwehliedes von allen Zahlen  
und Nüchternheiten ablenkt:

„Am Abend war unter den Briefen auch einer von da-  
heim. Die Löwenzähne wären längst verblüht, und ihre  
weißen Lichtkugeln seien im Winde zerfliegen. Es stün-  
den jetzt die Grashalme hoch und schwankend, und mein  
Vöblein möchte erzählen, daß es im Schwarzwald den  
Mond gesehen habe, ganz groß und rot zwischen den  
Tannen stehend. Und das Gras würde jetzt gemäht, und  
es läge bald duftend da. Ich sollte schnell, schnell kommen.

Aber das konnte nicht sein. Denn es kamen nun mit  
jedem Tag mehr Briefe von Landsleuten und von Deut-  
schen aus allen anderen. Gauen der Heimat: ich möchte



Im State Kansas (USA.) weist eine Wegtafel nach Stutt-  
gart, das auch mit der Bahn zu erreichen ist.

Lichtbilder: W.D.L.-Wagner und Deutsches Auslands-Institut.



auch sie aufsuchen, wenn ich schon  
unterwegs wäre; auch sie hätten zu  
fragen und Grüße mitzugeben.“

Der Dichterbote hat sie alle auf-  
gesucht und ihre vielen Fragen, so  
gut er vermochte, beantwortet. Er  
hat auf Versammlungsabenden Licht-  
bilder gezeigt und von Deutschland  
erzählt, Grüße von Eltern und Groß-  
eltern, Schwestern und Vettern be-  
stellt und aufnotiert; und die Men-  
schen wollten ihn nicht wieder ziehen  
lassen, weil er ihnen ein lebendiges  
Stück der Heimat bedeutete. Karl  
Götz braucht das gar nicht mit vie-  
len Worten auszudrücken, es steht  
unsichtbar und doch schimmernd über  
jedem Buchstaben geschrieben, dieses  
Wort „Heimat“ und „Du“ und „Wir“  
und „Brüder“ und „Deutschland“.  
Weil wir den Schimmer hell in den  
Augen spüren, sind wir, die wir nur  
lesen, auf wunderbare Weise ergriffen.

Einmal hat er ein Gespräch mit  
Georg Cornelissen, der „seit Jahr und  
Tag die Berichte aus der Ostreserve  
für die ‚Steinbach-  
Post‘ schreibt“ und  
alle Familien kennt.  
Der spricht zu ihm  
von seinem Glauben  
in sehr schlichten, sehr  
schönen Worten:

„Ich bin ein alter  
Mann und habe nur  
ein geringes Arbeiter-  
und Bauernleben ge-  
habt. Aber das habe  
ich gesehen: Alle, die  
nur noch für sich ge-  
gangen sind und nichts  
mehr gewußt haben  
von den andern in  
der Ostreserve, die sind  
einen bösen Weg ge-  
gangen. Und wollten  
wir nur noch für uns  
gehen, so müßten wir  
alle verderben.“



Vor der im Aufbau befindlichen Farm Onguma an der Etchappanne im äußersten Norden unserer ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika.

Hunderte von Kilometern entfernt liegt die nächste Stadt, auf halbverwachsenen, oft unpassierbaren Pfaden zu erreichen. Aber landschaftlich ist es herrlich, für den Jäger ein Paradies, und im Laufe der Zeit, wenn die technischen Anlagen der Farm beendet sind, kann man auch ein neues, komfortableres Wohnhaus bauen.

Sichtbild: Ilse Steinhoff

Dem Vater Cornelissen gibt er dann zur Antwort:  
 „Wenn ihr von eurem Völklein sagt, dann meint ihr die Ostreserve. Und ihr nehmt wohl auch die Westreserve dazu. Und wenn euer Herz weit offen ist, dann ist es wohl so zumute, als gehörten alle dazu, die aus Rußland als Pioniere nach Kanada gekommen sind, und alle ihre Kinder und Kindeskinder, auch alle, die verzogen sind: nach Mexiko und in den Chaco, und alle eure Bettern, die in Rußland haben verbleiben müssen, alle Mennoniten. Meint ihr aber auch die, die keine Mennoniten sind? Die, die von der Wolga kamen und nun in Winipeg sitzen und ihre besondere Kirche haben? Und meint ihr auch den Dörle, der den Parkplatz hat? Meint ihr auch die, die aus anderen Ländern gekommen sind und die doch alle eure Sprache sprechen, die aus dem Banater Land, die aus Siebenbürgen, die aus Deutschland? Ja, meint ihr denn auch die in Deutschland?“

Ein kleines Blatt erzählt von der schönen fernen Stadt Seattle, ein Stück über der kanadischen Grenze am nordwestlichen Rande der Vereinigten Staaten, und von einem bitteren Schicksal:

„Draußen wartete ein abgerissener Mensch, in dessen Gesicht ein wüstes Leben geschrieben stand. Ich bat die Männer, mich mit ihm allein zu lassen. Er sagte, daß er mich am Abend vorher habe erzählen hören. Er sei dort unter dem Fenster

gestanden. Sie hätten ihn vielleicht hereingelassen, aber er habe nicht wollen. Er wisse, daß sie ihn alle für einen großen Lumpen hielten; er könne es nicht ertragen, wenn sie ihn so anschauten.

Ich fragte in ihn hinein. Er sperrte sich. Einmal fluchte er häßlich und wollte dann weglaufen. Aber dann kam er doch wieder her, gab nun Antwort und wurde schüchtern wie ein Kind. Schließlich fragte er selber. Er stammte aus unserer Stadt. Als er sich ängstlich nach einem hochgeachteten Manne erkundigte, mußte ich sagen, daß dieser schon vor einigen Jahren verstorben sei. Aber das starre Gesicht liefen plötzlich Tränen. Er drehte sich um, ging weg, stolperte, fiel auf die Knie, stand rasch wieder auf. Seine Arme schwingen willenlos. Er verschwand im Dunkel des Gartens. Der hochgeachtete Mann daheim war sein Vater gewesen.“

Es ist dies nur eine Schicksalskizze unter vielen, die Karl Böß aufgezeichnet hat, und doch zählt sie in ihrer stillen Kürze zu den schönsten und packendsten Kapiteln des Buches. Ich finde sie sogar fesselnder als die zahlreichen abenteuerlichen Darstellungen von reichen Überfällen und Verfolgungen, denen deutsche Männer, ihre Frauen und Kinder zu allen Zeiten der Siedlungsgeschichte ausgesetzt waren — und wohl auch heute noch ausgesetzt sind.

Denn größer als alle äußere Not ist die innere eines

Das  
deutsche  
Krankenhaus  
in  
Daresjalam.

Lichtbild:  
Hilse Steinboff.



Menschen. Jener Mann, der mit seinen Kindern und seiner Frau in der fremden Sprache reden muß, weil sie die deutsche, seine Muttersprache, nicht verstehen ist er nicht einsam und fast ohne Hilfe?

„Man kann ja das Wichtige alles sagen. Aber wenn man einmal eine lustige Geschichte weiß, und man erzählt sie ihnen, dann lachen sie nicht. Und oft, wenn man glaubt, es müßte ihnen doch nahegehen, was man eben gesagt hat, dann sind sie gleichgültig. Ich weiß nicht, wie ich dir dies so erklären soll. Aber glaube mir, diese Not ist schlimmer wie der Hunger. Denn hier kann dir niemand helfen.“

Viel Hilfe ist in guten Gedanken. Das lehrt uns hundertfältig dies Buch. Jeder Gruß aus der Heimat erfrischt die Brüder über dem Meer wie ein Trunk kühlen Wassers. Jede Botschaft, die sie erreicht, bindet sie fester. Zeigen es nicht solche Zeilen:

„Ich las langsam weiter, von Curitiba und der steilen Fahrt durch die grünen Schluchten, von Stationen, die den Namen deutscher Ingenieure tragen, von Paranaqua, der kleinen Stadt am Meere. Dort hatten sie mir das Dach gezeigt, auf dem sie alle, zitternd vor Freude, eine ganze Nacht gestanden, den Zeppelin zu erwarten. Als der silberne Punkt im Morgenlicht am Himmel heraufgekommnen war, hatten sie geweint vor Freude.“

X/XI/17

In einer anderen Stelle war folgende Eintragung:

„Wir saßen gestern nacht in einer kleinen Mühle an einem wilden Bergbach um einen Rundfunkapparat. Einer der Männer war vier Tage weit hergeritten. Es kamen Volkslieder und Gedichte vom deutschen Kurzwellensender. Als der Sprecher in einer warmen und schönen Weise die Deutschen in Santa Catharina grüßte, standen die Leute alle auf und traten nahe an den Apparat, als ob sie, was ihnen wie ein Märchen klang, dann noch besser hören könnten. Und als er gar diesen und jenen Namen an bekannten Orten sagte und Grüße von Müttern und Geschwistern herüberschickte, da sahen sie sich groß und froh an und faßten sich an den Händen. Als er aber zuletzt noch den Namen des Müllers nannte, der mitten unter uns stand, da liefen den Frauen die Tränen herunter, und der sonnverbrannte bärtige Mann sagte: „Leute, Leute, träume ich denn? Deutschland hat mir einen Gruß geschickt!“ Dann setzte er sich, stützte den Kopf in beide Hände und sagte vor sich hin: „O Deutschland! Deutschland!“

Für brüderliche Gedanken ist kein Weg zu weit! Worte der Heimategriffenheit klingen immer wieder auf, ja, in den letzten Abschnitten steigern sie sich gar zu einem einzigen Hymnus der kindlichen Vorfreude des Dichters, nach Hause zu kommen. Wir kennen alle solche bewegenden Gefühle, sie kreisen schließlich um diesen Punkt:

331



Sichtbild: Deutsches Ausland-Institut.

Klubhaus des deutschen Rudervereins Mexikos in Kochimiles.

„Nun sind alle meine Gedanken daheim, vom Morgen bis in die späte Nacht; daheim in Tälern und Wäldern, in Dörfern und Fabriken und in den tausendjährigen Städten voller Kunst und Schönheit, insonderheit aber daheim in unserer schönen fleißigen Stadt und daheim im Tale meiner Kindheit.“  
Wir haben auch alle oft einen ähnlichen Vergleich angestellt, nicht wahr?

„Die Länder Amerikas sind schön und groß und bunt und mannigfaltig, nicht zu beschreiben. Aber Heimattal, du bist tausendmal schöner als sie. Dein Fluß ist aus Silber, und die schlanken Gräser deiner Wiesen neigen sich und recken sich und haben goldene Rippen, wie die Gräser nirgends auf der Welt sie haben. Auf deinen Weiden duften die süßesten Kräuter, und deine Wälder sind Zauberschlößer mit tausend hohen Fenstern, mit Dögeln und mit den schönsten Teppichen. Aus den Fenstern deiner Häuser, aus Gelbveiglein und Geranien heraus lachen die Mädchen. Aus dem Tale steigt der stolze Fels, und auf dem Fels steht die Burg mit Türmen, um die das wilde Weinlaub wächst, und über der Burg fliegen jeden Tag andere Wolken am Himmel hin. Und du bist nur ein kleines und ein geringes Tal. Aber ganz Deutschland erst!“

Aber ganz Deutschland erst! Man möchte auch die zweite jubelnde Strophe abschreiben, die mit dem gleichen Fanfarenruf schließt — dem Ruf eines Heimkehrers, der es nicht abwarten kann, mit seinen Augen zu sehen, ob in dem Garten daheim noch viele Rosen und Sommerblumen da sind und die Bäume alle reichlich Früchte angefüllt haben, und der sich fragt:

„Ob ich von Lissabon vielleicht doch heim schreiben soll,

wann ich ankommen werde? Aber nein, ich werde nicht schreiben. Ich werde an einem Morgen, wenn die Sonne in das Tal fällt, herkommen an das Tor, mit der grünen Feder am Hut und mit der alten Botentasche, herkommen mit dem vertrauten hallenden Ruf. Dann wird ein Fenster aufliegen, und sie werden jauchzend aus dem Garten stürmen...“

Aber dem Zaune wird wieder ein Feld Roggen stehen, so dicht vor der Stadt! Er wird den Schnittern schon zur Ernte winken. Sie werden bald die Sensen wegen.

Ich werde hörchen müssen, immerzu, immerzu. Denn wenn man aus der Fremde kommt, hört man die Heimat ja mit allen ihren Stimmen singen.“

Das ist die Sprache des echten Dichters, dem sich Buchstaben und Worte, fast ohne daß er es spürt, beim Niederschreiben in Verse mit goldenen Flügeln verwandeln. Es ist die zauberhaft schwebende Melodie Eichendorffs, die wir vernehmen, und so ist unser Motto zu Beginn des Aufsatzes in seinem geliebten Namen glücklich gewählt! Denn es kann kein Gruß und kann keine Botschaft der Heimat an die in aller Welt verstreut lebenden deutschen Brüder über dem Meer ein wirkliches, helfendes und unverlierbares Echo finden, wenn sie nicht beide zugleich diese Huldigung an den ewigen Geist der Sprache in sich schließen, die der ritterlichste Sänger der deutschen Romantik, Joseph von Eichendorff, unvergleichlich ausgedrückt hat:

Ich aber brech' auf einmal aus  
Und fröhlich Platz mir mache —  
Ich hörte mitten durchs Gebraus  
Meine Fraumuttersprache!

# Der deutsche Kurzwellensender besucht die Stahlschmiede an der Ruhr.

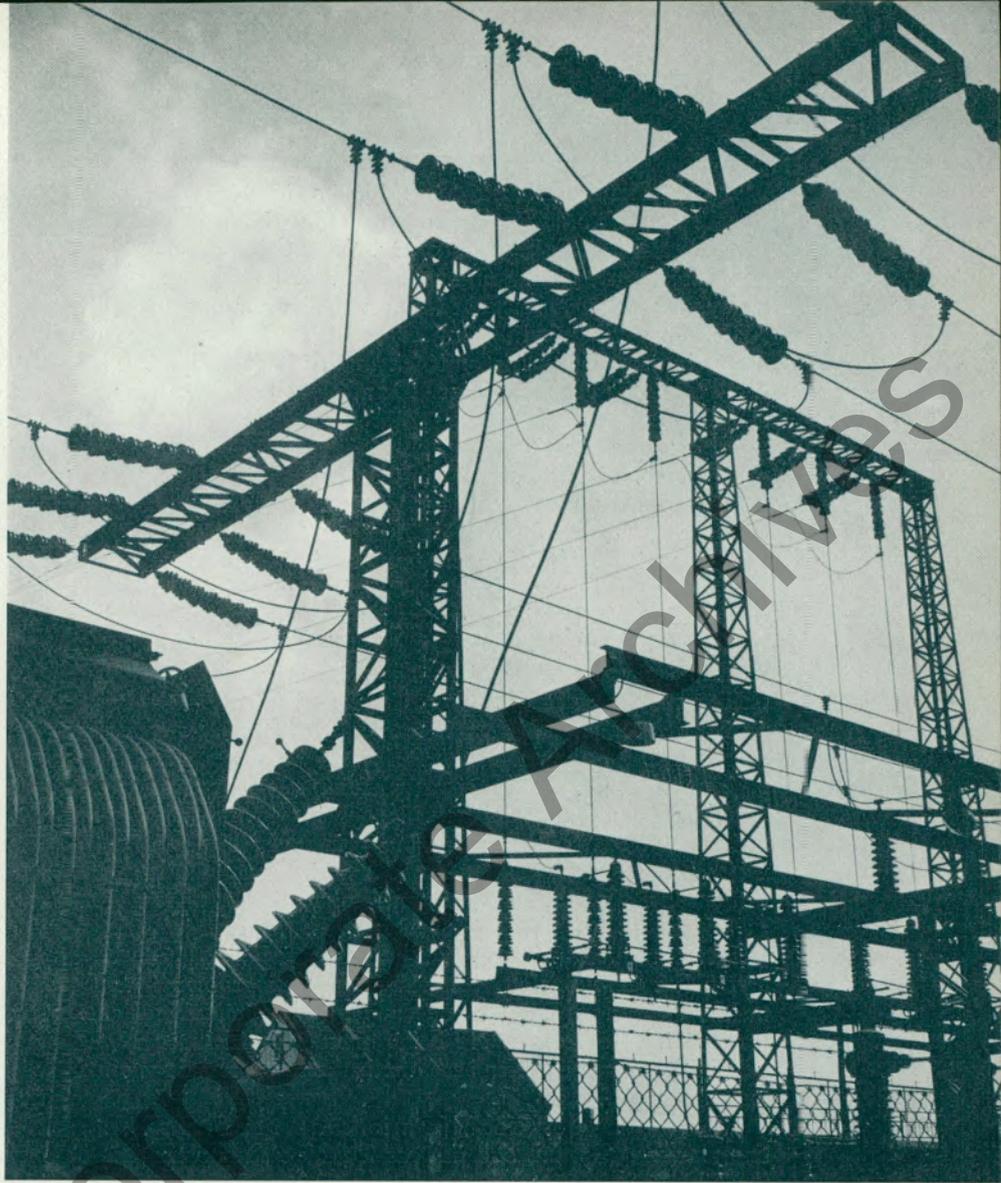
Ein Bildbericht von W. Debus.

Hier ist der Deutsche Kurzwellensender mit Richtstrahler nach Afrika, Nord- und Südamerika. Wir bringen...“

In vierundzwanzigstündigem Rhythmus schwingen Tag für Tag zu bestimmten Stunden unsichtbare Wellen durch den Äther und wandeln sich, Zehntausende von Kilometern vom Ausstrahlungsort entfernt, überall dort, wo die deutsche Zunge erklingt, irgendwo im afrikanischen Busch oder auf einer Farm tief im brasilianischen Urwald, irgendwo auf den weiten argentinischen Pampas oder zwischen gespenstisch aufragenden Kaffeen im mexikanischen Hochland, auf geheimnisvolle Art zu Klang und Ton, zu deutschem Wort und deutscher Sendung...

Als um die Mitte des Jahres 1933 zum ersten Male der Deutsche Kurzwellensender seinen Richtstrahler nach Nordamerika in Betrieb setzte, da ahnten wohl die wenigsten, zu welcher großen Bedeutung dieser Sender im Laufe der Zeit gelangen sollte. Über sechs Jahre ist das nun schon her, und aus den bescheidenen Anfängen von damals ist eine Einrichtung entstanden, die heute aus dem kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Gefüge in der ganzen Welt nicht mehr fortzudenken ist. Noch heute bewahrt der Deutsche Kurzwellensender in seiner Nachrichtenstelle am Kaiserdamm Briefe auf, die von weither kamen und erzählen, mit welcher einfachen Empfängern und mit welcher großen Freude drüben in Übersee diese ersten Sendungen aus der deutschen Heimat aufgenommen wurden. Heute geht die Zahl der jährlich einlaufenden Briefe aus dem Auslande weit in die Zehntausende, und jeder einzelne Brief ist ein Dokument für die Notwendigkeit unserer richtgestrahlten Auslandsprogramme. Rund 65% der eingehenden Briefe sind von Ausländern geschrieben worden, unter ihnen Frontkämpfer, die im Weltkriege einst gegen uns kämpften und die in ehelicher Bewunderung von unserem neuen Deutschland sprechen.

Wie viele Menschen heute in den überseeischen Ländern den Deutschen Kurzwellensender abhören, läßt sich zahlenmäßig nicht erfassen. Rund 20 Millionen Deutsche leben heute fern der deutschen Heimat, und zuerst waren nur sie es, die den Deutschen Kurzwellensender abgehört haben. Bald aber meldeten sich die ersten deutsch verstehenden Ausländer, und dann in immer weiter steigender Zahl auch Ausländer, die kein Wort deutsch verstehen und trotzdem eifrige Hörer des Deutschen Kurzwellensenders sind. Diese Ausländer, die unsere Sprache nicht sprechen und nicht verstehen, verstehen doch unsere Musik, die ihnen im fernsten Winkel der Welt oft genug die be-



Lichtbild: Hallensleben.

Frei-  
Luftanlage der 100 000-Volt-Umformerstation  
der Bandeisenwalzwerke AG. Dinslaken.  
(Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.)

rühmtesten Konzertsäle ersetzt hat. Und diese deutsche Musik schloß ihr Herz auf und machte sie zu begeisterten Anhängern der deutschen Kurzwellendarbietungen.

Es gibt keine Sendung, die nicht ihren Widerhall findet, sei es Musik oder seien es Vorträge, seien es die Nachrichten über das Deutschlandecho, Opern, Operetten oder Hörspiele. Was aber am meisten abgehört wird, das sind nach den Führerreden oder den anderen großen politischen Ereignissen zweifellos der Nachrichtendienst und das Deutschlandecho, das gerade durch seine Vielgestaltigkeit auch wirklich jedem etwas bringt. Und im Rahmen dieses Deutschlandechos sind es vor allem die technischen Berichte, auf die die meisten Anfragen entfallen. So überbrückt der Deutsche Kurzwellensender mühelos alle Grenzen und ruft über Länder und Meere hinweg die ganze Welt. Er ruft vor allem aber unsere Volksdeutschen, für die ein Hörbericht immer wieder ein Erlebnis ist; immer wieder sitzen sie im Urwald oder in der Steppe, in Asien, in Afrika, in Amerika und in Australien erwartungsvoll am Lautsprecher, wenn das Programm des Deutschen Kurzwellensenders durchgegeben wird. Und wenn der Klang des Glockenspiels der Potsdamer Garnisonkirche über die Prärie dahinschwingt und tausendfach widerklingt in den Wohnungen der Städte, dann nimmt der Zauber dieser Stimme viele Millionen weit draußen gefangen und läßt sie das deutsche Vaterland in seinen stillen Feierstunden und in seiner kraftvollen, rastlosen Arbeit miterleben.

„Im Wirtschaftsleben Deutschlands ist die Ruhr das stärkste Kraftfeld.“ In diesem einen Satz hat der vielleicht beste Kenner des Ruhrgebietes, Dr. Hans Spethmann\*, Aufgaben dieser riesigen, zwischen Rhein, Ruhr und Lippe sich ausdehnenden Industriestadt knapp und klar zusammengefaßt. Ist es da verwunderlich, daß es den Deutschen Kurzwellensender immer wieder reizt, mit seinem Mikrophon gerade hier den Pulsschlag des werktätigen Deutschlands abzuhorchen und einzufangen?

Eine reizvolle und schöne, aber keineswegs einfache Aufgabe ist es, die sich die Rundfunkleute dabei stellen. Denn hier genügt es nicht, daß man das Mikrophon irgendwo auf einen grünen Tisch stellt und nun den Direktor, den leitenden Ingenieur, einen Herrn vom kaufmännischen Betrieb, einen Werkmeister und einen Arbeiter im Rahmen einer zwanglosen Plauderviertelstunde „interviewt“. Und es genügt ebensowenig, das Mikrophon in die Nähe von drei oder vier Maschinen zu halten und mit ein paar erklärenden Worten Erläuterungen zu geben. Es heißt hier vielmehr, nach einem vorher genau festgesetzten, in zahlreichen Vorberechungen gereiften Plan vorzugehen und eine Sendefolge aufzustellen, dessen einzelne Teile in einer verständlichen, harmonischen Hörstimme zusammenklingen. Es heißt weiter, mit dem Mikrophon von allen Seiten bis zum Kern des jeweiligen Geschehens vorzustoßen, um den Hörer die Dynamik des werktätigen Schaffens möglichst unmittelbar und plastisch erleben zu lassen. Es heißt schließlich aber auch, sich dem jeweiligen Arbeitsrhythmus so anzupassen und einzufügen, daß die Arbeit selbst reibungslos weiterläuft, und nirgendwo irgendwelche Störungen und Verzögerungen im Arbeitsablauf eintreten, eine Forderung, die bei dem auf die Sekunde abgestellten Zueinandergreifen der einzelnen Arbeitsvorgänge ohne weiteres verständlich ist.

„Besuch in der Stahlschmiede an der Ruhr . . .“, das war das Thema, das sich der Deutsche Kurzwellensender vor einigen Monaten stellte und kürzlich durchführte.

Der Versuch, in einem Hörbericht, dessen Länge naturgemäß begrenzt ist, die ungeheure Vielfältigkeit des gebotenen Stoffes zu verarbeiten und zu gestalten, erscheint auf den ersten Blick unmöglich.

Und es wäre auch unmöglich gewesen, hätte man einen lückenlosen, in Einzelheiten sich verlierenden Querschnitt durch das gesamte Erzeugungs- und Fertigungsprogramm der Stahlschmiede an der Ruhr zu geben versucht.

In kluger Erkenntnis der räumlich und zeitlich gezogenen Grenzen beschränkte man sich daher darauf, an einigen wenigen Stationen der langen Wegstrecke vom Erz zum Stahl mit dem Mikrophon haltzumachen, hier das Wesentliche herauszuschälen und gleichzeitig die Verbindung mit den angrenzenden Arbeitsvorgängen herzustellen. Die dabei gewählte Mischung von Einblicken in die wissenschaftliche Forschung und Eindrücken werktätigen Schaffens läßt für den Hörer an keiner Stelle den Gedanken an einen zusammengestellten Hörbericht aufkommen, sondern vermittelt ein bei aller Plastik so einfaches und klares Bild, daß auch der Laie plötzlich die kleinen und großen Zusammenhänge zwischen den anscheinend wahllos herausgegriffenen Haltepunkten erkennt und das Ausmaß der nicht nur hier, sondern auch von allen Zwischenstufen und -abteilungen geleisteten Arbeit zu würdigen versteht.

Von einem nicht zu unterschätzenden Vorteil für Aufnahmeleitung und Hörer war allerdings die Tatsache, daß man die einzelnen Wegstrecken innerhalb der Arbeitsgebiete und der Produktionsstätten einer Werksgemeinschaft abstecken konnte,

\* Bekannt als Verfasser der Werke: „Zwölf Jahre Ruhrbergbau“. 5 Bände, Berlin 1928 bis 1930. „Wie unser Ruhrgebiet wurde. Berlin 1936. „Das Ruhrgebiet im Wechselspiel von Land und Leuten, Wirtschaft, Technik und Politik“. 2 Bände, Berlin 1937. „Die Großwirtschaft der Ruhr“. Berlin 1925.

nämlich innerhalb der Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, des größten europäischen Stahlkonzerns.

Wie hat man das Thema angepackt und durchgeführt?

Nun, indem man das Mikrophon, entgegen allen Erwartungen, zuerst einmal doch — auf einen grünen Tisch setzte. Allerdings nicht auf einen beliebigen, sondern auf den Arbeitstisch des Leiters des Forschungsinstituts der Vereinigte Stahlwerke AG., Professor Dr. Schulz. In diesem Institut bearbeitet ein Stab von Wissenschaftlern der verschiedensten Arbeitsrichtungen eine Unzahl von Problemen chemischer, physikalischer, technologischer Art. Ihre Ergebnisse gehen heraus an alle Kohlenzechen, Eisenhütten und Stahlwerke des großen Stahlkonzerns, um hier mit den Erfahrungen der Praxis und den Ergebnissen von 100 Prüfstellen und Laboratorien mit nahezu 2000 wissenschaftlichen Arbeitskräften zusammenzulaufen. Hier, wo reine und angewandte Wissenschaft, wo Forschung und Praxis in lebendigem Wechselspiel sich gegenseitig befruchten, stand das Mikrophon des Deutschen Kurzwellensenders.

Und hier, in der Stille des Arbeitszimmers und in den Versuchswerkstätten und Laboratorien klang die ruhige, in ihrem breiten westfälischen Dialekt fast behäbig anmutende Stimme von Professor Schulz auf und entwarf ein plastisches Bild von dem Einsatz der Forschung auf dem ganzen Wege der Gewinnung und Verarbeitung von Eisen und Stahl. Man hörte von täglich 30 000 (Dreißigtausend!) Einzeluntersuchungen, denen das Eisen allein auf einem (!) Werk der Vereinigten Stahlwerke vom Hochofen bis zu seiner Verwandlung in Sonder- oder Qualitätsstähle unterworfen wird; man erfuhr, daß bei der „Kohle- und Eisenforschung“ neben den Betriebserfahrungen und Forschungsergebnissen aller Werke auch die Beobachtungen des Abnehmers zusammenlaufen, deren Auswertung wieder wertvolle Anregungen für die Gebiete gibt, an denen die Verbraucherschaft besonders interessiert ist; man wurde darüber unterrichtet, daß die planmäßig auf die vielseitigen Erfahrungen der Einzelwerke aufgebaute Forschungsarbeit zur Entwicklung zahlreicher neuer Sonderstähle geführt hat, die den stetig wachsenden und auf die Gütesteigerung gerichteten Anforderungen der Abnehmer besonders entsprechen und daß viele Ergebnisse rein wissenschaftlicher Forschung früherer Jahre gerade jetzt mit besonderem Erfolge ausgenutzt werden können.

Das letzte Wort verklingt . . . Als der Ton erneut aufblendet, hat das Mikrophon das stille Arbeitszimmer verlassen und steht im Dämmergrau einer hohen, weitgestreckten Halle der „Dortmund-Hörder Hüttenverein AG“.

Die durch das Oberlicht diagonal einfallenden letzten Sonnenstrahlen durchschneiden in breiter, silbrigglänzender Bahn den Raum und werden in der Mitte ihres Weges aufgehalten durch eine Reihe von stählernen Giganten, die ihr Haupt bis unter das Hallendach recken. Wie urweltliche Riesenschildekröten stehen sie da, mit riesenhaften Säulen als Beinen, zwischen die der wuchtige Rumpf teilweise bis zur halben Höhe eingestaucht ist. Der Blick haftet an einem der wuchtigen Fundamente, wandert empor an sieben glänzenden Säulen, die aus einem Sockel herauswachsen, klettert an ihnen hoch bis zum oberen Querschnitt, das sich breitgelagert darüber wölbt und das Hallendach nach außen zu drücken scheint.

Die Stimme des begleitenden Ingenieurs, zeitweise durch ein dumpfes Stampfen überdeckt, scheint von weither zu klingen: „Unsere berühmte 15 000-Tonnen-Schmiedepresse, die es uns ermöglicht, mit der stetig fortschreitenden Entwicklung in der chemischen und elektrotechnischen Industrie, im Dampfessel- und Schiffsmaschinenbau und den entsprechenden Anforderungen an den dabei verwendeten Werkstoff „Stahl“ Schritt zu halten.

Sie kommen im richtigen Augenblick, denn unsere Presse bekommt gleich einen besonders schweren Brocken, ein 300-



Lichtbild: Dehne.

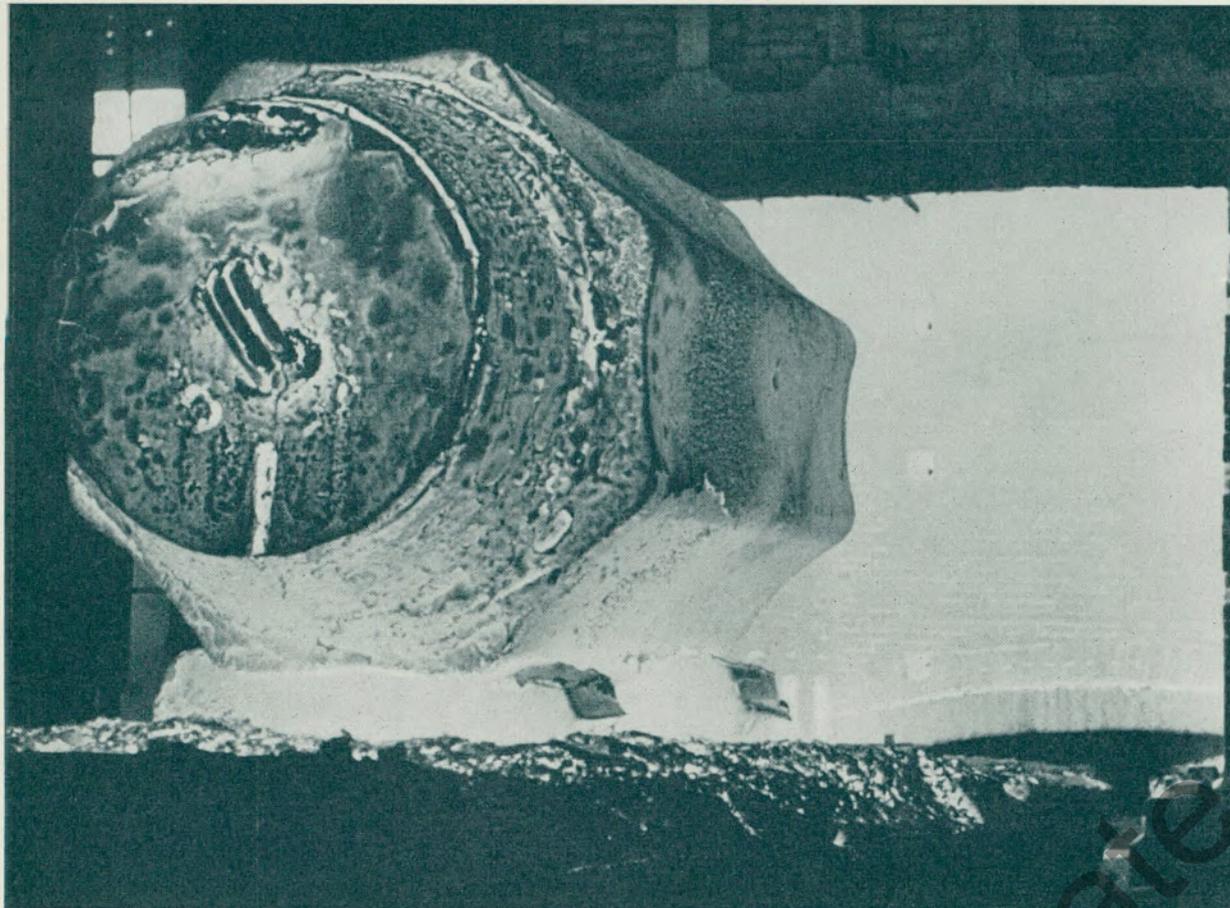
Das Querschnitt der 15 000-Tonnen-Schmiedepresse im Dortmunder-Hoerder Hüttenverein.

Tonnen-Stück, zwischen die Zähne, um es mit einem Druck von 15 000 Tonnen zu bearbeiten.

15 000 Tonnen ist für Sie eine schwer vorstellbare Größe? Nun, rund 15 000 Tonnen, oder um es ganz genau zu sagen, 14 808 Tonnen beträgt das gesamte Gewicht der in Arbeitsgemeinschaft mit einer anderen Firma von unserer „Dortmunder Union-Brückenbau“ erstellten neuen Köln-Mülheimer Rheinbrücke, bekanntlich eine der größten deutschen Flussbrücken. Während dort aber das Gewicht auf zwei riesenhaften Pfeilern ruht, muß die Gesamtlast des Press-

druckes einschließlich des zu schmiedenden Stückes hier von dem nicht viel mehr als vier Quadratmeter großen Amboss oder — wie wir Techniker sagen — von der Sohlplatte der Presse aufgenommen werden. Sie können sich daher vielleicht vorstellen, welche Fundamentierungsarbeiten notwendig waren, um nicht Gefahr zu laufen, daß nach neuzeitlicher Siegfriedweise der Amboss „in den Grund geschlagen wird“.

Die Arbeitsweise . . . doch ich sehe, vorläufig müssen wir die graue Theorie zurückstellen, denn jetzt — hat die Schmiedepresse selbst das Wort.“



Links: Der 300-Tonnen-Block verläßt den Wärmeofen.

Rechts: Der Block unter der 15000-Tonnen-Schmiedepresse.

Lichtbilder: Debus.

Rücken — Pressen, bis der Gigant langsam und unmerklich um die Hälfte schlanker und wohlgeformter und — kühler geworden ist, dabei aber gleichzeitig an Körperlänge um das Doppelte zugenommen hat.

Anfangs ist man durch das Spiel zyklischer Kräfte so gefesselt, daß zum Nachdenken keine Zeit verblieb. Allmählich aber setzt die kritische Überlegung ein: Wo ist der Dirigent dieser Titanensinfonie, die aus den verschiedensten und doch so fein aufeinander eingestellten Instrumenten zusammenklingt, daß sich kein Mißton und keine Dissonanz machen? Denn: da hängen oben

Die Vorderwand eines in die Halle eingebauten riesigen Kastens, der, in seinen Ausmaßen einem zweistöckigen Hause mit zehn Meter Straßenfront entsprechend, trotz seiner Größe in der Halle fast verschwindet, schiebt sich, von unsichtbarer Kraft bewegt, nach oben. Aus dem immer breiter werdenden Spalt flutet, verbunden mit sengender Hitze, gelbweißer Feuerschein, der die Hand schützend vor die Augen zwingt. Allmählich gewöhnt sich das Auge an die sengende Glut, man erkennt einen gewaltigen weißglühenden Stahlblock, der plötzlich lautlos, anfangs Zentimeter für Zentimeter, dann immer schneller nach vorn gleitet, bis er frei im Raume lagert. Mannsdicke Ketten schwimmen aufgerichtet, wie unendlich lange Wurzeln von Langpflanzen im Aquarium, durch die Halle. Die eine legt sich wie spielend um den Kopf des Stahlblockes, hebt ihn, als ob er gewichtslos wäre, an, daß er nur noch mit dem Hinterteil auf den Stützen ruht. Inzwischen hat eine zweite Kette das hintere Ende gefaßt und gelüftet. Für Augenblickslänge hängt der glühende Gigant regungslos im Raum, um dann in einer weitausholenden Drehung, wie von einem Magnet angezogen, auf die Schmiedepresse loszusteuern.

In immer sich erneuernden Wellen zittert unerträglich Strahlungshitze durch die Halle, fast unerträglich jedenfalls für den Mann am Mikrophon, der sich keine Phase des Schmiedevorganges entgehen lassen möchte und daher so dicht an die Presse herantritt, als es der Ingenieur eben zuläßt.

Nun steht das Kopfstück des Blockes vor der Stirnwand der Presse. Die Vorderkante legt sich, wie für einen Augenblick ausruhend, auf das Sohlstück, um sich dann Zoll für Zoll weiter nach vorn zu schieben, bis das Vorderende des Blockes allmählich auf die Sohlplatte gebettet ist.

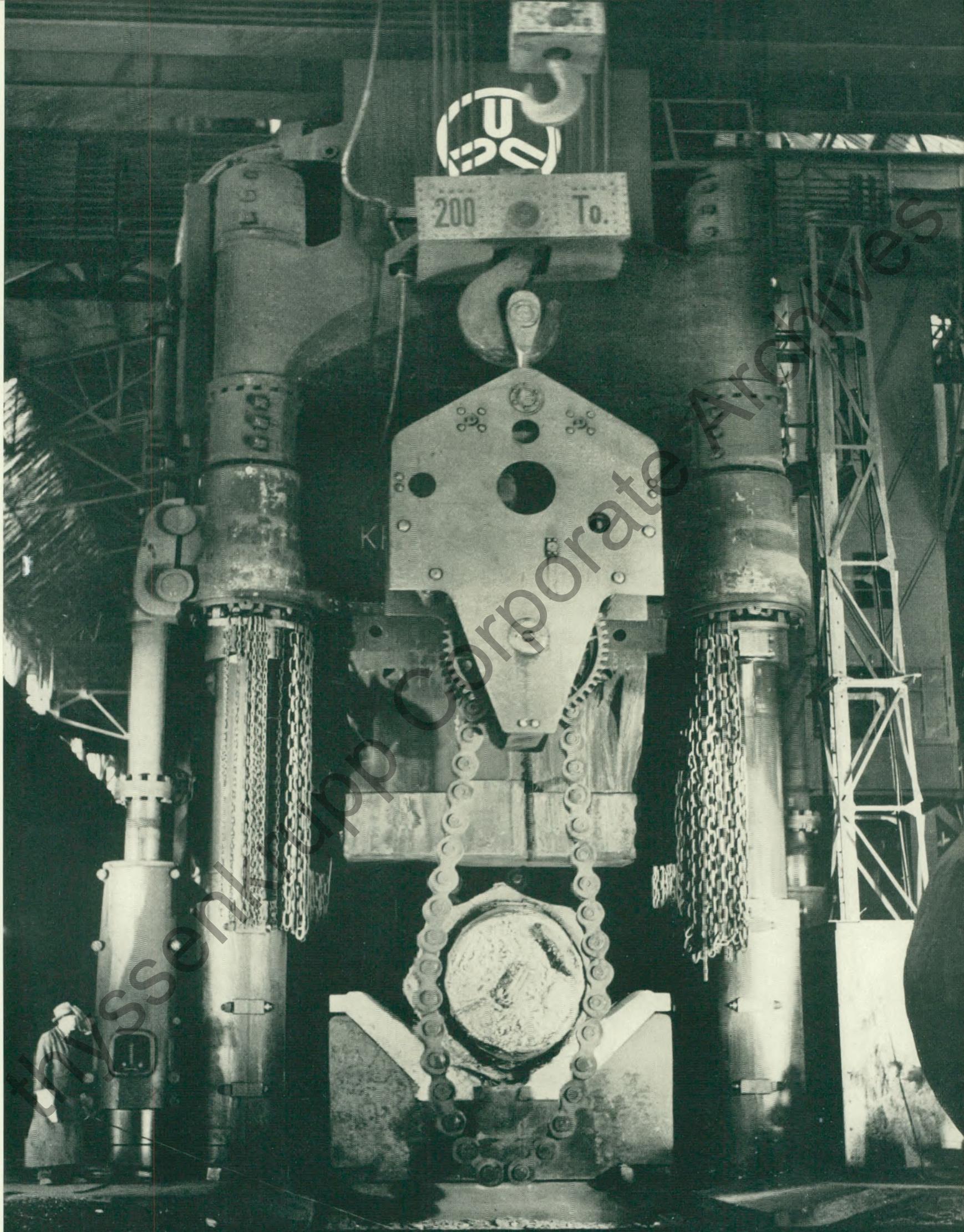
Jetzt hebt sich das Querkopf der Presse, das bisher regungslos über dem Block schwebt, an, gleichsam als hole es noch einmal tief Atem, senkt sich langsam abwärts, bis es den Block berührt, drückt eine Handbreit weiter durch, quetscht dabei den Stahlblock wie Butter zusammen und löst sich von ihm in erneuertem Atemholen und Kräfte sammeln, während der Block sich ächzend in einer Achtelwendung um seine Längsachse dreht.

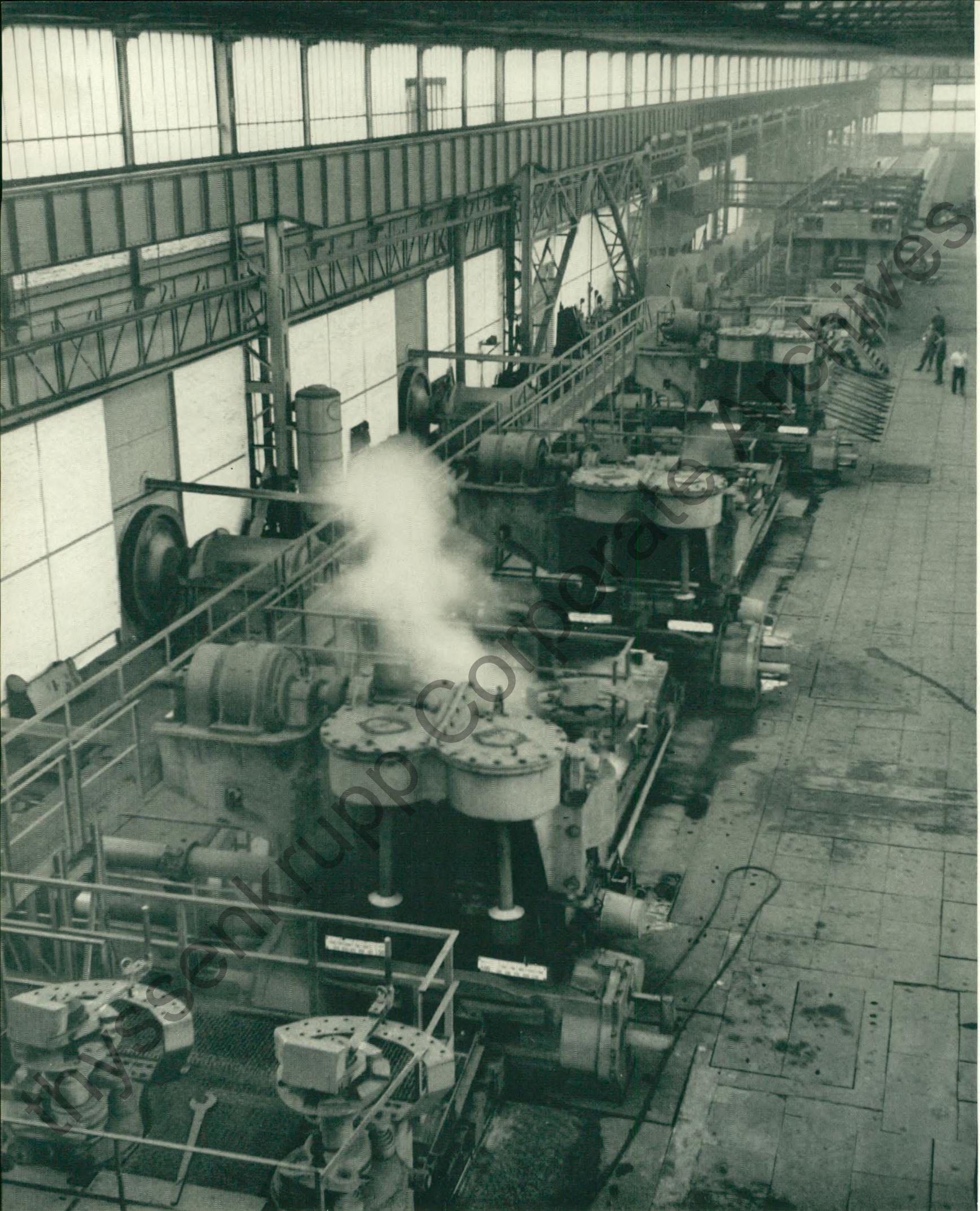
Und nun wiederholt sich das Spiel: Pressen — Drehen —

unter der Decke zwei Kräne, deren Führer sich gegenseitig nicht sehen können und doch gemeinsam mit einer an mannsdicken Ketten hängenden Last von 6000 Zentner auf Millimetergenauigkeit jonglieren; da steht zwischen einem Gewirr von Rohren, umgeben von Druckmessern und Kraftzeigern und Steuerhebeln, ein Arbeiter auf der Steuerbühne, um die riesigen Kräfte der Schmiedepresse mit einer Handbewegung auszulösen und wieder festzuhalten, ohne seinerseits etwas von den Kranführern zu sehen. Da sind schließlich Arbeiter, die mit langen Stangen dem Koloß zu Leibe rücken, um immer wieder die Schlacke und den Grat abzustossen, und die so ruhig hantieren, als ob über ihnen keine Last vom Gewicht der Kölner Mülheimer Rheinbrücke von Minute zu Minute ausgelöst und buchstäblich auf Haaresbreite wieder abgefangen und zum Stillstand gebracht wird...

Und dann entdecken wir den „Dirigenten“. In Hemd und Hose steht er am Fuß der Presse, breitbeinig, mit offener Brust, den verwitterten Hut zum Schutz gegen die Glut tief in die Stirn gezogen, und — dirigiert. Und scheint die Titanenkräfte wirklich mit den weißbehandschuhten Fingerspitzen der wie zum Takt schlagen erhobenen Arme herbeizurufen, auszulösen und wieder zu bannen. Eine leichte Krümmung des Zeigefingers der rechten Hand, und das Querkopf der Presse quetscht den Stahlblock mit einem Druck von 15 000 Tonnen zusammen; eine ebenso leichte Streckung, und die Kräfte werden wie von Zauberhand gebannt. Ein Vorwärtsdrehen des rechten und linken Oberarmes, und die Krane beginnen ihre Arbeit und drehen den Block, bis das Anhalten der Armdrehung gleichzeitig den Block zum Stillhalten zwingt und nur Bruchteile von Sekunden später das wuchtige Querkopf der Presse erneut abwärts spielen zu lassen.

Und dies bleibt — über den 300-Tonnen-Stahlkoloß und den 15 000-Tonnen-Pressendruck hinaus — als stärkster Eindruck, nachdem die gewaltige Halle nun schon lange hinter uns liegt: die gedankenleichte, auch vom lautempfindlichsten Mikrophon nicht einzufangende Bewegung des erhobenen Fingers, die im Zusammenwirken von Mensch und Maschine Titanenkräfte auslöst und eine Sinfonie der Arbeit aufklingen läßt, die alles Geräusch von einer zunehmenden Mechanisierung der Arbeit aufstauschend übertönt.





Gesamtansicht der Breitbandstraße der Bandeisenwalzwerke AG, Dinslaken. Lichtbild: Fallensleben.  
Im Vordergrund die vier Vorgerüste, dahinter die sechs Fertiggerüste und, ganz im Hintergrund, der 120 Meter lange Auslaufrollgang.



Sichtbild: Hallenleben.

Der 120 Meter lange Auslaufrollgang der Breitbandstraße.

(Auf dem linksseitigen Bild ca 13 oben im Hintergrund sichtbar.)

Ein neues Hörbild klingt auf...

Die Begleitmusik?

Ein ohrenbetäubender Anprall von Eisen auf Eisen, so, als ob eine riesige Kanne gegen ein stählernes Fundament stampft, und fast gleichzeitig ein Rauseln und Ratschen, ein Knirschen und Röhren, das dem geschulten Ohr des Stahlwerkers verrät: hier bist du in einem Walzwerk, in dem ein gedrungener Stahlblock zwischen sich drehender Walzenpaaren zu Schienen oder Panzerplatten, zu Schiffswänden oder Karosserieblechen gestreckt wird.

Und wirklich mischen sich im Mikrophon auch die Farben und Geräusche eines Walzwerkes. Allerdings einer Anlage ganz besonderer Art, der „Breitbandstraße“ der Bandeisenwalzwerke AG. Dinslaken.

Bandeisen ... jawohl, Eisen als ein Meter breites Band von 200 bis 300 Meter Länge, das wie ein Stück Tuch auf

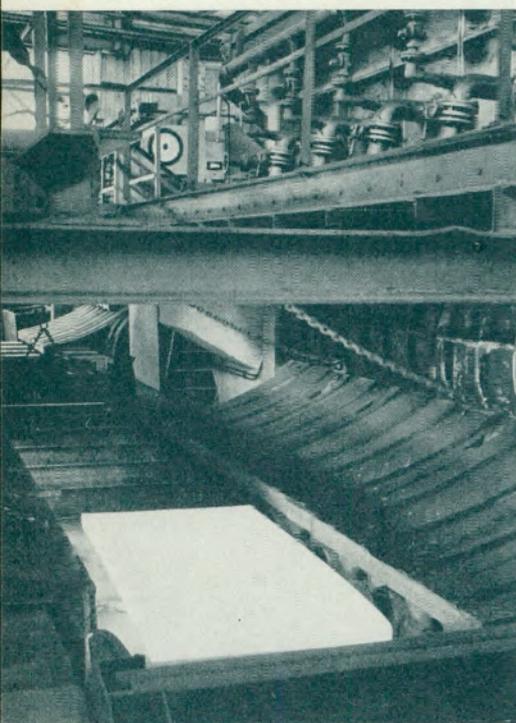
eine Rolle aufgewickelt wird, nach dem es die letzte Walze verlassen hat und, eben noch glühend, unter einer Kaskade sprühender Wasserfontänen abgekühlt ist.

Und wäre es dem Sprecher an Mikrophon in der gleichen Zeitspanne, die der Stahlblock zu einem Auswalzen zu Stahlblech benötigt, möglich, die erforderlichen Erklärungen für dieses Wunderwerk einer Verwandlung zu geben, so wäre damit ein Hörbild geschaffen, das in einer Kürze und Eindringlichkeit als einmalig angeprochen werden müßte. Denn nur 86 Sekunden und — keinen Bruchteil einer Sekunde mehr oder weniger — dauert dieser Vorgang, der in pausenloser Folge aus einem 100 Tonne schweren, 4 bis 5 Meter langen, 7,5 Zentimeter dicken und 1,4 Meter breiten weißglühenden Stahlblock ein ebenso weiß, aber nur 1,5 Millimeter dünnes und 250 Meter langes silberglänzendes Stahlband hervorzuzaubern vermag.

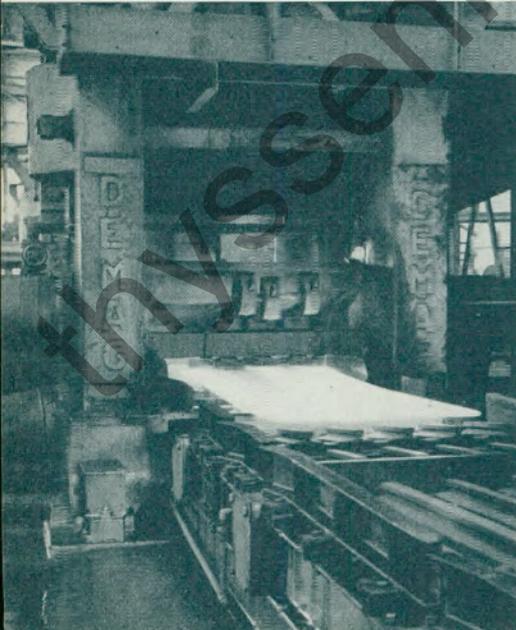
Wie geht dieses „Zauberstück“ vor sich?



Transport der Bramme zum Wärmeofen.



Die glühende Bramme auf dem Zufuhrrollgang. Im Hintergrund der Wärmeofen.



Ganz kurz gesagt: mit Hilfe von 35 000 „Pferden“, deren Kräfte von knapp 30 Mann gebändigt und zur Arbeit gezwungen werden. Allerdings begreiflicherweise keine lebendigen, sondern, wie der Techniker zu sagen pflegt, „installierte“ Pferdekkräfte, die, in riesigen Gleich- und Drehstrommotoren eingefangen, über 97 Kilometer (!) Kabel auf die einzelnen Arbeitsstellen verteilt und dort sinnvoll in den Arbeitsablauf eingefügt werden.

Es ist verständlich, daß ein Arbeitsprozeß, zu dessen reibungslosem Verlauf fast 100 Kilometer Kabel auf einer Grundfläche von nur 300 Meter Länge und 50 Meter Breite über-, eben- und unterirdisch verlegt worden sind, von einer Vielgliedrigkeit ist, daß eine ins einzelne gehende Beschreibung den verfügbaren Raum sprengen würde. Beschränken wir uns also, dem Beispiel des Mikrophons folgend, darauf, den Kern herauszuschälen.

Die Aufgabe lautet: In einer pausenlosen Aufeinanderfolge von Arbeitsvorgängen einen glühenden Stahlblock zu einem bis auf Bruchteile von Millimetern gleichmäßigen Stahlband auszuwalzen, ohne ihn zwischenzeitlich wieder erhitzen zu müssen. (Man begreift jetzt die Bedeutung der oben erwähnten „Reifzeit“ von 86 Sekunden.)

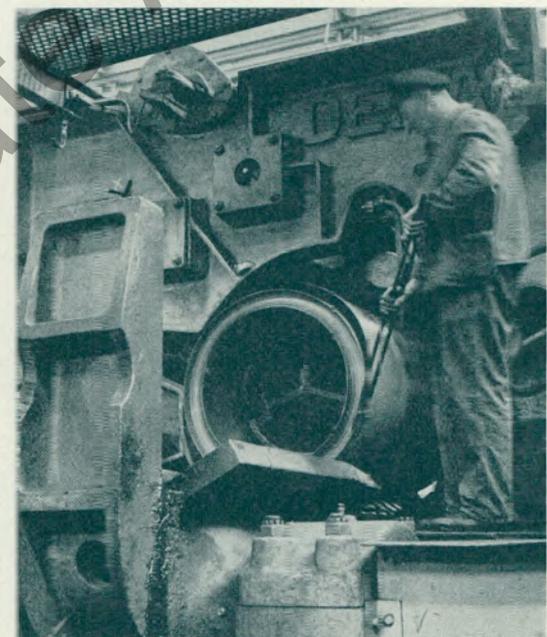
Ihre Lösung?

Der Auftakt des Hörbildes „Im Bandeisenwalzwerk“ begann mit einem „ohrenbetäubenden Anprall von Eisen auf Eisen“. Stellen wir uns in Gedanken neben das Mikrophon, in dessen unmittelbarer Nähe gerade ein weißglühender Block aus dem Wärmeofen ausgestoßen ist und auf den Rollgang polstert. Im gleichen Augenblick beginnen sich dessen Rollen zu drehen, die 86-Sekunden-Reise hat angefangen, der glühende Balken stolpert, eilt, schießt auf einen langgestreckten hochbeinigen, vielgliedrigen Stahlkoloß zu, der, einem riesenhaften Laufendfüßler ähnelnd, regungslos auf sein „Opfer“ wartet: die aus zehn Gerüsten bestehende Breitbandstraße. Und alles andere vollzieht sich nun schneller, als die nachfolgenden Sätze gelesen werden können, ja, fast schneller, als das Auge zu folgen vermag: Die beiden Walzenpaare des ersten Gerüstes laufen an, schlingen den Block in sich hinein, speien ihn, um das Doppelte gelängt, auf der Rückseite wieder aus, die drei restlichen Vorgerüste nehmen nacheinander den vorgekauften Brocken zwischen die mahlenden Riefer, recken und dehnen ihn auf ein Vielfaches seiner ursprünglichen Länge, ein Zwischenrollgang läßt dem an ein Stück Grobblech erinnerndes Zwischenprodukt einen Augenblick Zeit zum Verschlaufen, damit es die für die nun folgende Prozedur richtige Temperatur annimmt. Dann packen die Walzen des ersten der sechs Fertigerüste das Kopfstück des Walzgutes, quetschen es zwischen sich, speien es aus, um es an das nächste Gerüst weiterzugeben, das die Stahlplatte schluckt, als ob es sich um Nudelteig handele, der ausgerollt werden soll. Und während die erste Fertigwalze noch mit dem Schwanzstück beschäftigt ist, stößt die sechste und letzte Walze schon den fertigen Anfang des rotglühenden Eisenbandes aus, das in zitternden Wellen auf das Kühlbett zuschießt, hier unter aufrauschenden Wasserfaskaden seine Farbe verliert, sich auf einem 120 Meter langen Aufrollgang noch weiter abkühlt und sofort auf eine unterirdisch gelagerte Haspel aufgerollt wird. Das fertige, 250 Meter lange Breitband, vor wenig mehr als zwei Minuten noch ein gedrungenes, glühendes Stahl-

Die Bramme verblockt, ist zur Weiterverarbeitung reif.

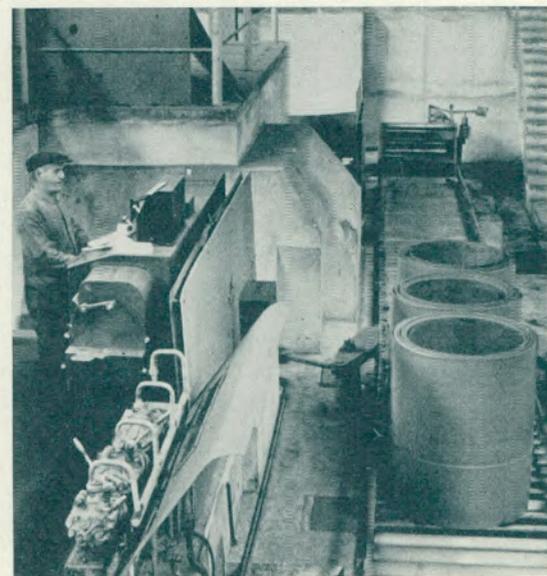


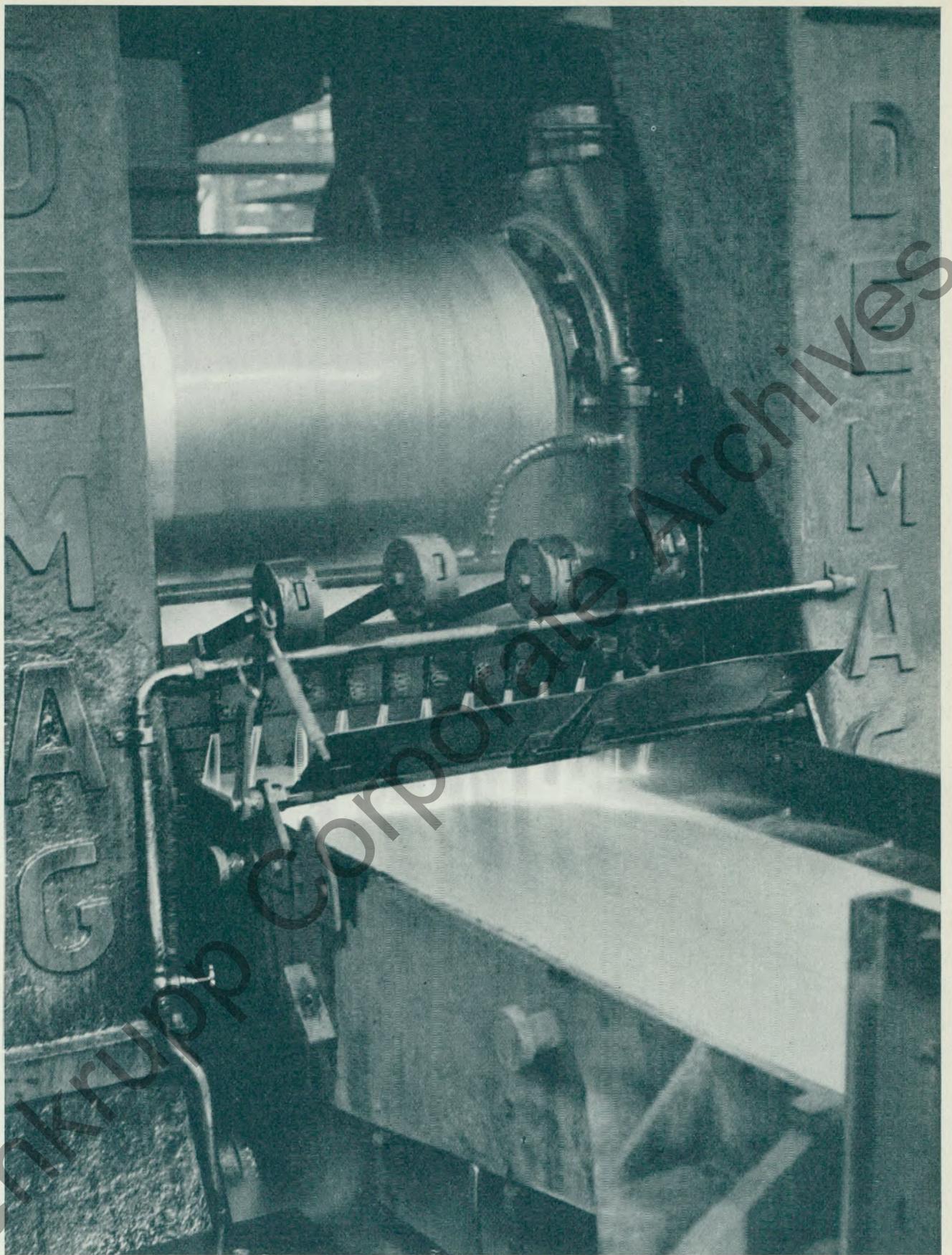
Das erste Gerüst der Fertigstraße.



Das von der Haspel aufgewickelte Breitband wird auf den Rippsfuß abgeschoben und läuft von dort über einen Rollgang zur Waage (unten). Eine Wiege- und Zählmaschine registriert automatisch das durchgelaufene Gut.

Alle Lichtbilder: Hallerleben.





Das Breitband  
verläßt  
das letzte  
Fertiggerüst.

Lichtbild:  
Halteneleben.

Der Beschauer, vom atemberaubenden Tempo der Verwandlung und dem überwältigenden Eindruck der Riesenkulisse, vor und zwischen der das „Schauspiel“ abrollt, gepackt, schwankt zwischen der begreiflichen Wissbegier, noch schnell einen Blick hinter diese Kulisse zu werfen, um Näheres über das technische Rüstzeug zu erfahren, und dem ebenso begreiflichen Wunsch, diesen Höhepunkt dramatischen Geschehens als Schlüsselpunkt hinter seinen „Besuch in der Stahlschmiede an der Ruhr“ zu setzen. Denn das, was dar sich käme, würde wahrscheinlich doch nur eine Abschwächung des soeben Erlebten

bedeuten. Aber die Wissbegier der Mitroschons zwingt auch uns, nur einen Augenblick zu verweilen. Die Stimme des Sprechers, in der bei aller Sachlichkeit noch das Erlebnis der letzten Stunde nachzittert, klingt auf: „Mit noch schnell eine Frage: Was erscheint Ihnen als Mann der Praxis, der jede Höchstleistung der Technik nach dem sie einmal unter Beweis gestellt ist, als eine gegebene Größe ansieht, mit der man rüchtern und sachlich rechnen kann, als bescheiden bemerkens- und erwähnenswert an diesem technischen Wunderwerk von „Eins-lafen“?



Lichtbild: Hallenleben.

Der Mann am Steuer der ersten Fertigstraße regelt mit einem Fingerdruck ...

„Wenn Sie heute die Breitbandstraße reibungs- und störungslos ihr Pensum absolvieren sehen, dann meinen Sie, das wäre die natürlichste Sache von der Welt.

Gar so einfach ist diese Sache aber in Wirklichkeit nicht. Anstatt Ihnen aber eine Aufzählung der neuen Gedanken und zahlreichen Neukonstruktionen zu geben, die in ihrer Gesamtheit den Begriff „Breitbandstraße“ verkörpern, nur ein einziges Beispiel: Die Speisung der Antriebsmotoren der sechs Walzenpaare der Fertigstraße durch gittergesteuerte Gleichrichter, wobei die Steuerimpulse durch elektrische „Glühlampen“ erzeugt werden, die Röhrenröhren ähneln.

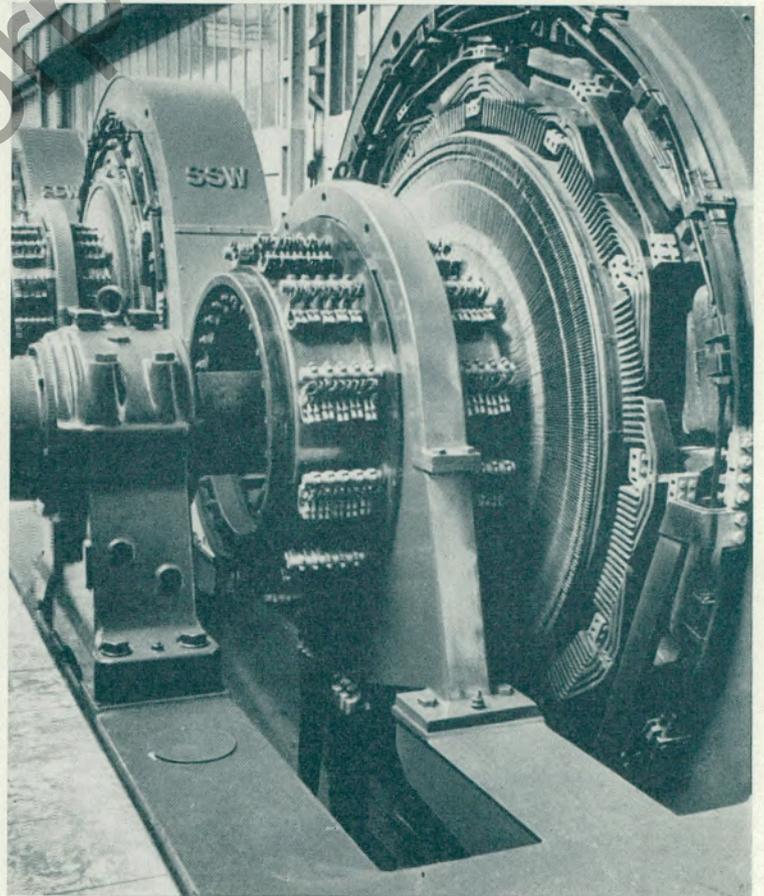
Sie sehen mich erstaunt an und fragen, was Röhrenröhren mit der Breitbandstraße zu tun haben. Nun, Sie kennen als Röhrenmann die Aufgabe der elektrischen „Gittersteuerung“ der Röhrenröhre, mit der man die Stärke des die Röhre durchlaufenden Stromes genau regeln kann, ähnlich wie ein größeres oder kleineres Sieb die Durchlaufgeschwindigkeit eines Wasserstromes fördert oder hemmt. Solche Röhren, allerdings von über Mannsgröße, speisen die Walzenmotore mit der jeweilig genau abgepaßten Energie, die dem augenblicklichen Leistungsbedarf der Walzgerüste entspricht; und bei einem Blick in die Seitenhalle unserer Breitbandstraße fühlen Sie sich fast in die Umformstation Ihres Sendebauwerks oder, wenn Sie wollen, auch eines Röntgenlaboratoriums versetzt. Denn genau so wie dort fluten hier in geschlossenen Eisengefäßen zwischen den Elektroden eines übermannsgroßen Glasgefäßes diese zitternden, blaueisernen, wesenlosen Lichtbündel mit ihrem unvergeßlichen Eindruck auf jeden, der sich ihnen unvermittelt gegenübergestellt sieht.

340

Dort oben auf der Brücke der sechs Walzengerüste der Fertigstraße, steht je ein Mann, die Hand am Steuerhebel, das Auge unverwandt auf das unter ihm dahinschießende glühende Stahlband gerichtet. Seine Aufgabe: Die reibungslose Zusammenarbeit der sechs Walzenpaare der Fertigstraße mit ihrer aufs feinste abgestimmten Umlaufgeschwindigkeit so zu sichern, daß nicht plötzlich das unter ihm dahinschießende, durch irgendeine Verzögerung des Walzenumlaufs gehemmte glühende Stahlband sich verwirft, die harte hochempfindliche Walze zerbricht und nun hemmungs- und ziellos nach oben wirbelt, um nicht nur den Produktionsgang auf Stunden zu unterbrechen, sondern vielleicht auch Menschenleben zu gefährden. Denn Sie können sich vorstellen, daß auch bei einer sofortigen Abschaltung der ganzen Anlage das Beharungsvermögen der in dieser Straße eingespannten und umlaufenden 35 000 Pferdekraft so groß ist, daß es nicht durch einen normalen Hebeldruck im gleichen Augenblick gebremst werden kann.

Und die Lösung dieser auf den ersten Blick unlösbaren Aufgabe: Der Mann dort oben bremst nicht die motorisierten Arbeitskräfte unmittelbar und auf gewöhnlichem Wege, sondern er steuert sie mittels einer Röhrenröhre, die die Umlaufgeschwindigkeit des seinem Walzengerüst zugeordneten 3000-PS-Gleichstrommotors im Bruchteil einer Sekunde regelt.

Röhrenröhren steuern Motoren und Walzenstraßen — vor einem Jahrzehnt noch ein unvorstellbarer Begriff, heute eine Laßsache, die der einfache Arbeiter oben auf der Steuerbühne unserer Breitbandstraße nicht nur als „natürlich“ ansieht, sondern, die er als selbstverständliches Hilfsmittel mit einem Fingerdruck auslöst.“



Lichtbild: Hallenleben.

... einen der sechs 3000-PS-Gleichstrommotoren zum Antrieb seiner Fertigstraße.

X/XI/26

# Napoleon I. in St. Helena über die englische Seekriegsrechts-Politik.

Von Karl Linnebach.

Die nachfolgenden Auszüge aus den Aufzeichnungen Napoleons auf St. Helena sind mehr als eine nur „interessante“ Ergänzung der nachstehend in originalgetreuer Wiedergabe veröffentlichten „Decrete“. Beweisen sie doch, daß die in den beiden Erlassen zum Ausdruck kommende Auffassung Napoleons über den Begriff des Blockaderechts nicht lediglich als zeitgebundene Reaktion gegen die englische Seekriegsführung 1796 bis 1810 zu werten ist, sondern daß Napoleon, dessen überragendes Genie auch sein politischer Feind anerkennen muß, die grundsätzliche Bedeutung der englischen Seekriegsführung als wichtig genug ansah, um sich mit ihr noch während seiner Verbannung (1815 bis 1821) in einer großangelegten geschichtlichen Untersuchung auseinanderzusetzen.

Die außerordentliche Aktualität dieser vor mehr als einem Jahrhundert niedergelegten Gedanken werden unsere Leser selbst feststellen können.

„Schlimm genug, wenn sich die Armeen zerfleischen müssen, man führe doch nicht die Völker gegeneinander, das ist kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt zur Barbarei.“  
Moltke.

Im Zusammenhang mit anderen Aufzeichnungen zu seiner Geschichte diktierte Napoleon auf St. Helena auch einen Aufsatz über die englische Seekriegsrechts-Politik\*. Er gab ihm den Titel „Neutres“ und traf damit den Kern der englischen Seekriegsführung und Seeherrschaft: die Entrechtung und Vergewaltigung der neutralen Seeschifffahrt. Der Aufsatz hat nicht nur geschichtlichen, sondern gerade heute einen großen grundsätzlichen Wert und verdient darum aufmerksamste Beachtung.

Man hat nach dem Weltkriege viel von der angelsächsischen und von der kontinentalen Kriegsauffassung gesprochen und dabei häufig vor der angelsächsischen Auffassung, die man aber richtiger die englische nennen sollte, ohne ernstlichen Widerstand die Waffen gestreckt. Das aus Frankreich stammende verwirrende Schlagwort vom „totalen Krieg“ hat viel dazu beigetragen. Es nährte die Meinung, daß im Kriege schlechthin jede Anwendung der kriegerischen Gewalt gegen jedermann und gegen alles erlaubt sei. Der Führer hat wieder und wieder in seinen Reden und in seinen praktischen Vorschlägen gegen diese Auffassung angeköpft. Nachdrücklich hat er zu wiederholten Malen auf die Schranken hingewiesen, die der Anwendung der kriegerischen Gewalt durch die Rücksicht auf die Erhaltung der menschlichen Kultur gesetzt werden müssen. Daß ein heiliger Ernst hinter diesen seinen Kundgebungen stand, hat er durch seinen hochherzigen, ureigensten Entschluß und Befehl bewiesen, den Krieg nicht gegen Frauen und Kinder zu führen, Luftangriffe nur gegen militärische Objekte zu richten. Damit ist auch der Standpunkt gegeben, von dem aus das Seekriegsrecht zu beurteilen ist. Es ist der Standpunkt, den auch Napoleon in seinem Aufsatz vertritt, von dem wir im folgenden einige Auszüge in Übersetzung bringen.

„I. In den Jahrhunderten der Barbarei galt zu Lande und zur See dasselbe Völkerrecht. Die Angehörigen des feindlichen Volkes wurden zu Gefangenen gemacht, mochten sie mit den Waffen in der Hand ergriffen oder bloße Einwohner sein, und sie verließen die Sklaverei nur, wenn sie Lösegeld zahlten. Das bewegliche und das Grundeigentum wurde ganz oder zum Teil eingezogen. Die Zivilisation hat sich rasch fühlbar gemacht und das Völkerrecht im Landkriege gänzlich geändert, ohne jedoch im Völkerrecht zur See dieselbe Wirkung hervorzurufen; so kommt es, daß die Dinge durch zwei verschiedene Arten von Recht geregelt sind, als ob es zwei Arten von Vernunft und zwei Arten von Gerechtigkeit gäbe. Im Landkriege führt das Völkerrecht nicht mehr zur Beraubung der Privatpersonen noch zur Änderung ihres Rechtsstandes als Freie... Das Eigentum wechselt nicht die Hand, die Warenlager bleiben unangetastet, die Personen frei. Als Kriegsgefangener wird nur betrachtet, wer mit Waffen in der Hand ergriffen wird und wer einem militärischen Verband angehört...

Das den Seekrieg beherrschende Völkerrecht ist in seiner ganzen alten Barbarei verblieben: das Eigentum der Privatpersonen wird weggenommen; die Nichtkombattanten werden zu Kriegsgefangenen gemacht.

\* Correspondance de Napoléon I<sup>er</sup> Bd. 30, S. 457 ff.

Wenn zwei Nationen sich im Kriege miteinander befinden, dürfen alle Schiffe der einen und der andern, die sich auf dem Meere oder in den Häfen befinden, weggenommen werden; und wer sich an Bord dieser Schiffe befindet, wird Kriegsgefangener. So kommt es zu folgendem Widersinn: im Fall eines Krieges zwischen Frankreich und England wird ein englisches Schiff, das z. B. im Augenblick der Kriegserklärung im Hafen von Nantes liegt, weggenommen, die an Bord befindlichen Männer werden Kriegsgefangene, obwohl sie Nichtkombattanten und einfache Bürger sind; dagegen wird ein in derselben Stadt vorhandenes Magazin mit englischen Waren, das einem Engländer gehört, weder unter Zwangsverwaltung gestellt noch weggenommen; und die englischen Kaufleute, die in Frankreich reisen, werden nicht zu Kriegsgefangenen gemacht, sondern erhalten die erforderlichen Reisepapiere und Pässe zum Verlassen des französischen Gebietes.

Im Landkriege ist das Eigentum, selbst das Grundeigentum, das fremde Untertanen besitzen, keineswegs der Wegnahme unterworfen; es wird allerhöchstens unter Zwangsverwaltung gestellt. Die Gesetze, die den Landkrieg beherrschen, entsprechen also mehr der Zivilisation und der Wohlfahrt der einzelnen; und es ist zu wünschen, daß eine Zeit komme, wo die gleichen freien Ideen sich auch auf den Seekrieg erstrecken, und daß die Seestreitkräfte zweier Mächte sich schlagen können, ohne dazu Anlaß zu geben, daß Handelsschiffe weggenommen und einfache Matrosen und Reisende, die nicht Soldaten sind, zu Kriegsgefangenen gemacht werden.

II. Das Meer ist das Herrschaftsgebiet aller Nationen, es erstreckt sich über drei Viertel der Erdoberfläche und stellt eine Verbindung zwischen den verschiedenen Völkern her. Ein mit Waren beladenes, zur See fahrendes Schiff steht unter den bürgerlichen und den Strafgesetzen seines Herrschers, wie wenn es sich im Innern seiner Staaten befände. Ein zur See fahrendes Schiff kann als eine schwimmende Kolonie betrachtet werden, so daß in diesem Sinne alle Nationen auf dem Meere in gleicher Weise souverän sind. Wenn die Handelsschiffe kriegsführender Nationen freie Fahrt hätten, so brauchten neutrale Schiffe erst recht nicht untersucht zu werden. Da aber als Grundsatz gilt, daß Handelsschiffe der kriegsführenden weggenommen werden dürfen, hat sich daraus für alle Kriegsschiffe der kriegsführenden das Recht ergeben müssen, die Flagge eines angetroffenen neutralen Schiffes festzustellen; denn wenn es feindlich wäre, hätten sie das Recht, es wegzunehmen. Daher das Recht der Untersuchung, das alle Mächte durch verschiedene Verträge anerkannt haben; daher das Recht der Kriegsschiffe, Boote an Bord der neutralen Handelsschiffe zu schicken, um Einsicht in ihre Papiere zu fordern und so die Flagge festzustellen. Alle Verträge wollen, daß dies Recht mit aller möglichen Rücksicht ausgeübt werde, daß das bewaffnete Schiff sich außerhalb Kanonenschußweite halte und daß nur zwei oder drei Mann an Bord des zu untersuchenden Schiffes gehen, damit nichts nach Gewalt und Vergewaltigung aussehe. Es ist anerkannt, daß ein Schiff der Macht gehört, deren Flagge es führt, wenn es mit ordnungsmäßigen Pässen und Expeditionspapieren ausgestattet ist und wenn der Kapitän und die Hälfte der Besatzung Landeskinder sind. Alle Mächte haben sich durch verschiedene Verträge verpflichtet, ihren Untertanen im Fall der eigenen Neutralität den Kontrebande-Handel mit den kriegsführenden Mächten zu verbieten; und sie haben mit diesem Namen den Handel mit Kriegsbedarf bezeichnet, nämlich Pulver, Kugeln, Bomben, Gewehre, Sättel, Zaumzeug, Kürasse usw. Von jedem Schiff, das solche Gegenstände an Bord führt, wird angenommen, daß es die Anordnungen seines Herrschers übertreten habe,

da dieser letztere sich verpflichtet hat, seinen Untertanen diesen Handel zu verbieten; und diese Kontrebande wird weggenommen.

Die von den Kreuzern vorgenommene Untersuchung ging daher nicht bloß dahin, die Flagge festzustellen, und der Kreuzer übte, und zwar im Namen des Herrschers, dessen Flagge das untersuchte Schiff deckte, ein neues Untersuchungsrecht aus, um sich zu versichern, daß das Schiff keine Kontrebande enthalte. . . . So tat diese Untersuchung dem Grundsatz, daß die Flagge die Ware deckt, keinen Abbruch.

Bald bot sich ein dritter Fall: neutrale Schiffe erschienen, um in Plätze einzulaufen, die belagert und von feindlichen Geschwadern blockiert waren. Diese neutralen Schiffe führten keinen Kriegsbedarf, sondern Lebensmittel, Holz, Wein und andere Waren, die dem belagerten Platz nützen und seine Verteidigung verlängern konnten. Nach langen Erörterungen kamen die Mächte in verschiedenen Verträgen überein, daß in dem Falle, wo ein Platz tatsächlich so blockiert sei, daß der Versuch des Einlaufens eine offensichtliche Gefahr bedeute, der Blockade-Befehlshaber dem neutralen Schiff die Einfahrt in diesen Platz verbieten und es wegnehmen könne, wenn es, trotz diesem Verbot, Gewalt oder List anwende, um hineinzukommen.

So sind also die Gesetze zur See auf folgende Grundsätze gegründet: 1. die Flagge deckt die Ware; 2. ein neutrales Schiff darf durch ein Kriegsschiff untersucht werden, um seine Flagge und seine Ladung festzustellen, und zwar dahingehend, ob keine Kontrebande vorhanden ist; 3. die Kontrebande ist auf den Kriegsbedarf beschränkt; 4. neutrale Schiffe dürfen am Einlaufen in einen Platz verhindert werden, wenn er belagert ist, unter der Voraussetzung, daß die Blockade effektiv ist und für das Einlaufen offensichtliche Gefahr besteht. Diese Grundsätze bilden das Seerecht der Neutralen, weil die verschiedenen Regierungen sich freiwillig und vertraglich verpflichtet haben, sie zu beachten und durch ihre Untertanen beachten zu lassen. . . .

III. Im Jahre 1778 forderte England im amerikanischen Krieg: 1. daß die zum Schiffbau geeigneten Waren, wie Holz, Hanf, Teer usw., Kontrebande seien; 2. daß ein neutrales Schiff zwar das Recht habe, von einem befreundeten Hafen zu einem feindlichen zu fahren, daß es aber nicht von einem feindlichen Hafen zu einem anderen feindlichen Hafen Handel treiben dürfe; 3. daß die neutralen Schiffe nicht zwischen der feindlichen Kolonie und der Hauptstadt Schiffahrt treiben dürfen; 4. daß die neutralen Mächte nicht das Recht hätten, ihre Handelsschiffe durch Kriegsschiffe geleiten zu lassen, und daß sie in diesem Falle nicht von der Untersuchung befreit seien.

Keine unabhängige Macht wollte diese ungerechten Forderungen anerkennen. Und in der Tat ist ja das Meer das Herrschaftsgebiet aller Nationen, daher hat keine das Recht, die Gesetzgebung über das, was dort geschieht, von sich aus zu regeln. Wenn die Untersuchung eines Schiffes erlaubt ist, das eine neutrale Flagge hißt, dann doch nur deshalb, weil der Herrscher selbst es durch seine Verträge erlaubt hat. Wenn Kriegsware Kontrebande ist, dann deshalb, weil die Verträge es so bestimmt haben. Wenn die Kriegführenden Mächte sie wegnehmen dürfen, dann deshalb, weil der Herrscher, dessen Flagge das neutrale Schiff führt, sich selbst verpflichtet hat, diese Art von Handel nicht zu erlauben. „Aber ihr könnt doch die Kontrebandenliste nicht nach eurem Belieben ausdehnen“, sagte man den Engländern; „und keine neutrale Macht hat sich verpflichtet, den Handel mit dem Bedarf des Schiffbaus, wie Holz, Hanf, Teer usw., zu verbieten.“

Die dritte Forderung ist nicht besser begründet. Der Kriegszustand kann keinen Einfluß auf die Neutralen haben; sie müssen also tun können, was sie im Frieden tun können.

Hinsichtlich der vierten Forderung hat man geantwortet: Da das Untersuchungsrecht nur bestehe, um Flagge und Kontrebande festzustellen, so stellen ein von dem Herrscher beauftragtes Kriegsschiff und die von seinem Herrn erlassenen Vorschriften über die Kontrebande die Flagge und die Ladung der Handelsschiffe des Geleitzuges besser fest als die Untersuchung der Papiere des Handelsschiffes; die fragliche Forderung würde dazu führen, daß ein Geleitzug, der durch eine Flotte von acht oder zehn Kriegsschiffen zu 74 Geschützen einer neutralen Macht gedeckt werde, der Untersuchung durch eine Brigg oder einen Korsar einer Kriegführenden Macht unterworfen wäre.

Zur Zeit des amerikanischen Krieges . . . rückte England mit dem seltsamen Grundsatz heraus, daß die Neutralen ihre Geleitzüge nicht durch Kriegsschiffe decken könnten, oder daß sie dies wenigstens nicht von Unter-

suchung befreien könne. Ein von mehreren holländischen Kriegsschiffen eskortierter Geleitzug wurde angegriffen, genommen und nach englischen Häfen gebracht. Dies Ereignis erfüllte Holland mit Empörung. Kurz darauf verband es sich mit Frankreich und Spanien und erklärte England den Krieg.

Katharina, Kaiserin von Rußland, nahm sich dieser großen Fragen an. Die Würde ihrer Flagge, das Interesse ihres Reiches, dessen Handel hauptsächlich aus Waren bestand, die sich für den Schiffbau eignen, veranlaßten sie zu dem Entschluß, mit Schweden und Dänemark eine bewaffnete Neutralität aufzurichten. Diese Mächte erklärten, daß sie Krieg führen würden gegen diejenige Kriegführende Macht, die folgende Grundsätze verletzen würde: 1. daß die Flagge die Ware deckt (Kontrebande ausgenommen); 2. daß die Untersuchung eines neutralen Schiffes mit allen möglichen Rücksichten geschehen muß; 3. daß nur Kriegsbedarf, Geschütze, Pulver, Geschosse usw. Kontrebande ist; 4. daß jede Macht das Recht hat, ihre Handelsschiffe zu geleiten, und daß in diesem Falle die Erklärung des Kommandanten des Kriegsschiffes ausreicht, um Flagge und Ladung der geleiteten Schiffe zu rechtfertigen; 5. endlich, daß ein Hafen durch ein Geschwader nur blockiert ist, wenn offensichtliche Gefahr beim Einlaufen besteht; daß aber ein neutrales Schiff nicht gehindert werden könne, in einen Hafen einzulaufen, der vorher blockiert war durch eine Streitmacht, die im Augenblick, wo das Schiff ankommt, nicht mehr anwesend ist, die Ursache der Entfernung der blockierenden Streitmacht mag sein welche sie wolle.

Diese nordische Neutralität wurde den Kriegführenden Mächten am 15. August 1780 mitgeteilt. Frankreich und Spanien, deren Grundsätze sie festhielt, eilten sich anzuschließen. Nur England bezeugte sein äußerstes Mißvergnügen, da es aber diesem neuen Bündnis nicht zu troßen wagte, begnügte es sich, bei der Ausführung aller seiner Forderungen nachzulassen; und es gab den verbündeten neutralen Mächten zu keiner Klage Anlaß. Durch diese Nichtausführung seiner Prinzipien verzichtete es tatsächlich auf sie.

IV. Der Krieg zwischen Frankreich und England begann im Jahre 1793. England . . . nahm die Forderungen wieder auf, auf die es im Kriege von 1780 stillschweigend verzichtet hatte. . . .

Napoleon schildert nun ausführlich den Kampf um das Seekriegsrecht und die Vergewaltigung der Neutralen durch England in den Jahren 1793 bis 1801 und schließt mit folgenden Worten:

„Wir werden sehen, daß England in dem Kriege, der dem Bruch des Friedens von Amiens folgte, weiterging und daß es das zuletzt genannte, von ihm anerkannte Prinzip mißachtete, indem es die Art von Blockade einführte, die als „papierne Blockade“ bezeichnet wird. So kommt es, daß zur selben Zeit, wo im Landkriege das Privateigentum und die Nichtkombattanten respektiert werden, das Privateigentum im Seekriege verfolgt, und zwar nicht nur unter feindlicher, sondern auch unter neutraler Flagge; das führt zu dem Gedanken, daß England, wenn es allein Gesetzgeber in den Landkriegen gewesen wäre, in ihnen dieselben Gesetze geschaffen hätte, die es in den Seekriegen aufgerichtet hat. Europa wäre dann in die Barbarei zurückgefallen, und das Privateigentum wäre dann ebenso weggenommen worden wie das öffentliche.“

Bis zum Weltkriege konnte glücklicherweise der verheerende Einfluß des barbarischen englischen Kriegsrechts vom Landkriege ferngehalten werden. Der Weltkrieg hat unter englischem Einfluß den in Jahrhunderte langer festländischer Kulturarbeit errichteten Damm weggespült, der das Privateigentum und die Nichtkämpfer vor Raub und Gefangenschaft schützte. Und das Versailler Schandwerk hat den Raub an Privateigentum im Großen zum Prinzip erhoben.

Als Kampf der Kultur gegen die Barbarei hat Napoleon den Kampf gegen die englische Art der Seekriegführung und der Behandlung der Neutralen dargestellt. Heute, wo England noch ganz erheblich weiter geht, als Napoleon je für möglich gehalten hätte, heute, wo England selbst Lebensmittel für Kontrebande erklärt, ist der Kampf gegen sein Seeräuberrecht mehr als je

**ein Kampf der Kultur gegen die Barbarei.**

„Dieses den ersten Zeiten der Barbaren durchaus würdige Betragen Englands ...“ *Napoleon* „Cette conduite de l'Angleterre, digne en tout des premières âges de la barbarie ...“

Zwei Dokumente,  
die ohne Kommentar für sich sprechen.

(Anmerkung für wißbegierige und zweifelnde Franzosen: Die Urschrift der französischen Fassung beider Decrete befindet sich im Staatsarchiv zu Paris und kann von Interessenten dort jederzeit während der Dienststunden eingesehen werden. Sie wurde veröffentlicht im Bulletin des lois de l'Empire Français 4. Serie V, Nr. 123.)

„Wie Napoleon I. in den Briten seine Todfeinde erblickte und die Vernichtung ihres wirtschaftlichen Übergewichts auf dem Festlande als seine Hauptaufgabe betrachtete, so lag im politischen Kampf gegen ihn die geistige Führung in englischen Händen, obwohl die kriegerische Leistung vornehmlich Preußen, Österreichern und Russen zufiel. Diese englische diplomatische Kunst, die vielfach die festländischen Herrscher und Staatsmänner, ohne daß sie es selbst merkten, nach englischem Willen und zum alleinigen Vorteil des Britentums tanzen ließ, drückt dem Zeitalter der napoleonischen Herrschaft weltgeschichtlich den Stempel auf, sofern der Beobachter nur den Blick von den Einzelsvorgängen zu dem geistigen Zuge, der sie alle durchweht, zu erheben vermag.“

Aus Helmoltz „Weltgeschichte“, VII. Band, Seite 303 (Leipzig 1923).

Deux documents  
qui n'ont pas besoin de commentaire.

(Note pour les Français critiques qui veulent s'informer: L'original du texte français se trouve aux archives de l'État à Paris et peut y être examiné par les intéressés durant les heures de bureau. Il est publié au Bulletin des lois de l'Empire Français 4. V<sup>ème</sup> Série No. 123.)

De même que Napoléon regardait les Anglais comme ses ennemis principaux et voyait sa tâche essentielle dans la destruction de l'hégémonie économique de l'Angleterre sur le continent, de même le combat contre lui était spirituellement dirigé par les Anglais quoique l'effort militaire échût avant tout aux Prussiens, Autrichiens et Russes. Cet art diplomatique des Anglais, qui savaient si souvent faire agir les souverains et les hommes d'État du continent selon leur volonté et pour le seul intérêt et au seul profit de leur pays, représente pour l'histoire du monde le trait caractéristique de l'ère de Napoléon, pourvu que le spectateur sache se délivrer de la vue des événements seuls et cherche à discerner l'idée prépondérante qui est commune à toute cette époque.

Helmoltz «L'Histoire du monde», Tome VII, page 303 (Leipzig 1923).

## Gesetz = Bulletin

des

Großherzogthums Berg.

N.º 25. Decret, welches die brittischen Inseln in Blokadestand erklärt.

In dem kaiserlichen Lager zu Berlin, den 21sten November 1806.

**Napoleon**, Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes, etc.

In Erwägung:

- 1) Daß England das von allen gebildeten Nationen allgemein beobachtete Völkerrecht nicht zuläßt;
- 2) Daß es jedes zu dem feindlichen Staate gehörendes Individuum als Feind ansieht, und folglich nicht bloß die

## BULLETIN DES LOIS

DU

GRAND-DUCHÉ DE BERG.

N.º 25. DÉCRET impérial qui déclare les Iles Britanniques en état de blocus.

Au Camp impérial de Berlin, le 21 Novembre 1806

**NAPOLÉON**, EMPEREUR DES FRANÇAIS, ROI D'ITALIE, PROTECTEUR DE LA CONFÉDÉRATION DU RHIN, etc.;

CONSIDÉRANT,

- 1.º Que l'Angleterre n'admet point le droit des gens suivi universellement par tous les peuples policés;
- 2.º Qu'elle répute ennemi tout individu appartenant à l'état ennemi, et fait en conséquence

Mannschaft der Kriegsschiffe, sondern auch jene der Kaufahrtschiffe und der Handelsfahrzeuge, sogar die Handelsfactoren und die Kaufleute welche in ihren Handelsgeschäften reisen, zu Kriegsgefangenen macht;

3) Daß es auf die Rauffahrtschiffe und Waaren, und auf das Eigenthum der Privaten das Eroberungsrecht ausdehnt, welches nur auf dasjenige was dem Staate zugehört, anwendbar ist;

4). Daß es auf die nicht besetzten Städte und Handelshäfen, auf die Buchten und Mündungen der Flüsse das, nach den Grundsätzen und dem Gebrauche aller gebildeten Völker nur auf besetzte Plätze anwendbare, Blokaderrecht ausdehnt;

Daß es Plätze für blokirte erklärt, vor welchen es auch nicht ein einziges Kriegsschiff hat, obgleich ein Platz nur dann blokirte ist, wenn er sich so eingeschlossen befindet, daß man sich ihm ohne augenscheinliche Gefahr nicht nähern kann;

Daß es selbst Orter, die es mit aller seiner vereinigten Macht nicht zu blockiren im Stande ist, ganze Küsten eines ganzen Reiches, in Blockadestand erklärt;

5) Daß dieser ungeheure Mißbrauch des Blokaderrechts keinen andern Zweck hat, als den Verkehr unter den Völkern zu verhindern, den Handel und den Gewerbefleiß Englands auf dem Ruin des Gewerbefleißes und des Handels des festen Landes zu erheben;

6) Daß, da dieses offenbar das Vorhaben Englands ist, jeder der auf dem festen Lande Handel mit englischen Waaren treibt, dadurch dessen Absichten begünstigt und sich daran betheiligt;

7) Daß dieses den ersten Zeiten der Barbaren durchaus würdige Betragen Englands dieser Macht, zum Nachtheil aller andern, genügt hat;

8) Daß es dem Naturrecht gemäß ist, dem Feinde die Waffen deren er sich bedient, entgegen zu stellen, und ihn auf gleiche Art zu bekämpfen wie er kämpft, indem er alle Begriffe von Gerechtigkeit und alle liberale Gesinnungen, das Resultat der Civilisation unter den Menschen, verkennt:

Haben wir beschlossen, auf England dasjenige anzuwenden, was es in seiner Seegesetzgebung als Recht aufgestellt hat.

Die Verfügungen des gegenwärtigen Decrets sollen beständig als Hauptgrundsatz des Reichs betrachtet werden, bis England anerkannt hat, daß das Kriegsrecht eines und dasselbe zu Lande wie zur See ist; daß es sich nicht auf Privateigenthum, es mag seyn welches es wolle, noch auf die Personen von Individuen erstrecken darf, die mit den Waffen nichts zu thun haben, und daß das Blokaderrecht sich auf feste Plätze, die durch eine hinreichende Macht wirklich eingeschlossen sind, beschränken muß.

Wir haben demnach verordnet und verordnen Folgendes:

prisonniers de guerre, non-seulement les équipages des vaisseaux armés en guerre, mais encore les équipages des vaisseaux de commerce et des navires marchands, et même les facteurs du commerce et les négocians qui voyagent pour les affaires de leur négoce;

3.° Qu'elle étend aux bâtimens et marchandises du commerce et aux propriétés des particuliers, le droit de conquête, qui ne peut s'appliquer qu'à ce qui appartient à l'état ennemi;

4.° Qu'elle étend aux villes et ports de commerce non fortifiés, aux havres et aux embouchures de rivières le droit de blocus, qui, d'après la raison et l'usage de tous les peuples policés, n'est applicable qu'aux places fortes;

Qu'elle déclare bloquées des places devant lesquelles elle n'a pas même un seul bâtiment de guerre, quoiqu'une place ne soit bloquée que quand elle est tellement investie qu'on ne puisse tenter de s'en approcher sans un danger imminent;

Qu'elle déclare même en état de blocus des lieux que toutes ses forces réunies seraient incapables de bloquer, des côtes entières de tout un empire;

5.° Que cet abus monstrueux du droit de blocus n'a d'autre but que d'empêcher les communications entre les peuples, et d'élever le commerce et l'industrie de l'Angleterre sur la ruine de l'industrie et du commerce du continent;

6.° Que tel étant le but évident de l'Angleterre, quiconque fait sur le continent le commerce des marchandises anglaises favorise par là ses desseins et s'en rend le complice;

7.° Que cette conduite de l'Angleterre, digne en tout des premiers âges de la barbarie, a profité à cette puissance au détriment de toutes les autres;

8.° Qu'il est de droit naturel d'opposer à l'ennemi les armes dont il se sert, et de le combattre de la même manière qu'il combat lorsqu'il méconnaît toutes les idées de justice et tous les sentimens libéraux résultant de la civilisation parmi les hommes;

NOUS AVONS RÉSOLU d'appliquer à l'Angleterre les usages qu'elle a consacrés dans sa législation maritime.

Les dispositions du présent décret seront constamment considérées comme principe fondamental de l'empire jusqu'à ce que l'Angleterre ait reconnu que le droit de la guerre est un et le même sur terre que sur mer; qu'il ne peut s'étendre ni aux propriétés privées, quelles qu'elles soient, ni à la personne des individus étrangers à la profession des armes, et que le droit de blocus doit être restreint aux places fortes réellement investies par des forces suffisantes:

Nous avons en conséquence décrété et décrétons ce qui suit:

Die brittischen Inseln sind in Blockadestand erklärt.

Art. 2. Aller Handel und aller Briefwechsel mit den brittischen Inseln ist verboten.

Dem gemäß sollen die Briefe oder Pakete, welche nach England oder an einen Engländer gerichtet oder in englischer Sprache geschrieben sind, auf den Posten nicht befördert, sondern in Beschlag genommen werden.

Art. 3. Jedes Individuum, welches englischer Unterthan ist, von welchem Stande es auch sey, das in den von unsren Truppen oder von den Truppen unsrer Verbündeten besetzten Ländern betroffen wird, soll zum Kriegsgefangnen gemacht werden.

Art. 4. Jedes Magazin, jede Waare, jedes Eigenthum, es sey von welcher Art es wolle, das einem englischen Unterthan gehört, soll für gute Prise erklärt werden.

Art. 5. Der Handel mit englischen Waaren ist verboten, und jede Waare, welche England gehört oder aus seinen Fabriken und aus seinen Colonien kommt, wird für gute Prise erklärt.

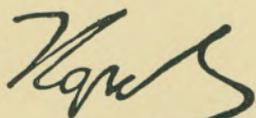
Art. 6. Die Hälfte des Ertrags der Confiscation der durch die vorhergehenden Artikel für gute Prise erklärten Waaren und des Eigenthums, soll verwendet werden die Kaufleute für den Verlust zu entschädigen, welchen sie durch die von den englischen Kreuzern geschehene Hinwegnahme der Kaufahrtenschiffe erlitten haben.

Art. 7. Kein Schiff das geradezu aus England oder von den englischen Colonien kommt, oder seit der Verkündung des gegenwärtigen Decrets daselbst gewesen ist, soll in irgend einem Hafen zugelassen werden.

Art. 8. Jedes Schiff, welches durch eine falsche Erklärung der obigen Verfügung zuwider handelt, soll in Beschlag genommen, und das Schiff und die Ladung sollen, als wenn sie englisches Eigenthum wären, confiscirt werden.

Art. 9. Unser Prisengericht zu Paris ist mit der endlichen Aburtheilung aller Streitigkeiten, welche in unserm Reiche oder in den von der französischen Armee besetzten Ländern über die Ausführung des gegenwärtigen Decrets entstehen möchten, beauftragt.

Art. 10. Gegenwärtiges Decret soll durch unsern Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Königen von Spanien, von Neapel, von Holland und von Sibirien und unsren übrigen Verbündeten mitgetheilt werden, deren Unterthanen, wie die unsrigen, Opfer der Ungerechtigkeit und der Barbaren der englischen Seegesetzgebung sind.



Auf Befehl des Kaisers: der Minister Staatssecretär,  
Unterschieden: Hugo B. Maret.

Für gleichlautende Abschrift: der Minister Staatssecretär  
der Großherzogthums, unterschrieben Graf Röderer.

Für gleichförmige Ausfertigung: der kaiserliche Commissär  
in dem Großherzogthum, unterschrieben Graf Beugnot.

Les Iles britanniques sont déclarées en état de blocus.

II. Tout commerce et toute correspondance avec les Iles britanniques sont interdits.

En conséquence, les lettres ou paquets adressés ou en Angleterre ou à un anglais, ou écrites en langue anglaise, n'auront pas cours aux postes et seront saisis

III. Tout individu sujet de l'Angleterre, de quelque état et condition qu'il soit, qui sera trouvé dans les pays occupés par nos troupes, ou par celles de nos alliés, sera fait prisonnier de guerre.

IV. Tout magasin, toute marchandise, toute propriété de quelque nature qu'elle puisse être, appartenant à un sujet d'Angleterre, sera déclaré de bonne prise.

V. Le commerce des marchandises anglaises est défendu; et toute marchandise appartenant à l'Angleterre, ou provenant de ses fabriques et de ses colonies, est déclarée de bonne prise.

VI. La moitié du produit de la confiscation des marchandises et propriétés déclarées de bonne prise par les articles précédens, sera employée à indemniser les négocians des pertes qu'ils ont éprouvées par la prise des bâtimens de commerce qui ont été enlevés par les croisières anglaises.

VII. Aucun bâtiment venant directement de l'Angleterre ou des colonies anglaises, ou y ayant été depuis la publication du présent décret, ne sera reçu dans aucun port.

VIII. Tout bâtiment qui, au moyen d'une fausse déclaration, contreviendra à la disposition ci-dessus, sera saisi, et le navire et la cargaison seront confisqués comme s'ils étaient propriété anglaise.

IX. Notre tribunal des prises de Paris est chargé du jugement définitif de toutes les contestations qui pourront survenir dans notre Empire, ou dans les pays occupés par l'armée française relativement à l'exécution du présent décret.

X. Communication du présent décret sera donnée, par notre Ministre des relations extérieures, aux Rois d'Espagne, de Naples, de Hollande et d'Étrurie et à nos autres alliés dont les sujets sont victimes, comme les nôtres, de l'injustice et de la barbarie de la législation maritime anglaise.



PAR L'EMPEREUR: Le Ministre Secrétaire d'état,  
signé H. B. M A R E T.

Pour copie conforme: Le Ministre Secrétaire d'état  
du Grand-Duché, signé LE COMTE R O E D E R E R.

Pour ampliation: Le Commissaire impérial dans  
le Grand-Duché, signé LE COMTE B E U G N O T.

N.º 24. Decret, die Waaren welche von englischer Fabrikation herrühren, betreffend.

Im Palais zu Fontainebleau, den 19ten October 1810.

**Napoleon**, Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes, Vermittler des Schweizerbundes, ic.

Nach Einsicht der Artikel 4 und 5 unsres Decrets vom Berlin vom 21sten November 1806,

Haben Wir verordnet und verordnen Folgendes :

**Erster Artikel.**

Alle und jede in englischen Fabriken gefertigte Waaren, welche verboten sind und sich gegenwärtig in Frankreich, entweder in den Zwischenlagern oder in den Magazinen unsrer Zölle, unter welchem Titel es auch sey, befinden, sollen öffentlich verbrannt werden.

Art. 2. Künftig sollen alle verbotene Waaren englischer Fabrikation, sie mögen von unsren Zöllen oder von statt gehabten Beschlagnehmungen herkommen, verbrannt werden.

Art. 3. Alle verbotene englische Waaren, welche sich in Holland, in dem Großherzogthum Berg, in den Hanseestädten, und überhaupt zwischen dem Main und dem Meere befinden, sollen in Beschlag genommen und verbrannt werden.

Art. 4. Alle in unsrem Königreiche Italien, unter welchem Titel es auch sey, befindliche englische Waaren, sollen in Beschlag genommen und verbrannt werden.

Art. 5. Alle englische Waaren, welche sich in unsren illyrischen Provinzen befinden möchten, sollen in Beschlag genommen und verbrannt werden.

Art. 6. Alle englische Waaren, welche sich in dem Königreiche Neapel befinden möchten, sollen in Beschlag genommen und verbrannt werden.

Auf Befehl des Kaisers: der Minister Staatssecretär,  
Unterschr. H. B. Herzog von Bassano.

Für gleichlautende Abschrift: der Minister Staatssecretär  
des Großherzogthums, unterschrieben: Graf Röderer.

Für gleichlautende Ausfertigung: der kaiserliche Commissär  
in dem Großherzogthum, unterschr. Graf Beugnot.



Faksimilierte Wiedergabe aus:  
„Zweite Abtheilung des Gesetz-Bulletins für das  
Großherzogthum Berg“, Düsseldorf 1810.

Réproduction en facsimile de la:  
„Deuxième Série du Bulletin des Lois du Grand  
Duché de Berg“.  
Dusseldorf, Imprimerie du Gouvernement 1810.

(Gonderbeilage der Zeitschrift „Das Werk“ 1939, X XI.)

Au Palais de Fontainebleau, le 19 Octobre 1810.

**NAPOLÉON**, EMPEREUR DES FRANCAIS,  
ROI D'ITALIE, PROTECTEUR DE LA CONFÉDÉ-  
RATION DU RHIN, MÉDIATEUR DE LA CONFÉDÉ-  
RATION SUISSE, etc.

VU les articles IV et V de notre décret de Berlin,  
du 21 Novembre 1806,

Nous avons décrété et décrétons ce qui suit:

**ARTICLE PREMIER.**

Toutes les marchandises quelconques provenant de fabriques anglaises et qui sont prohibées, existant aujourd'hui en France, soit dans les entrepôts réels, soit dans les magasins de nos douanes, à quelque titre que ce soit, seront brûlées publiquement.

II. A l'avenir, toutes marchandises de fabrique anglaise prohibées, provenant soit de nos douanes, soit de saisies qui seraient faites, seront brûlées.

III. Toutes les marchandises anglaises prohibées qui se trouveraient en Hollande, dans le Grand-Duché de Berg, dans les Villes anséatiques et généralement depuis le Mein jusqu'à la mer, seront saisies et brûlées.

IV. Toutes les marchandises anglaises qui se trouvent dans notre Royaume d'Italie, à quelque titre que ce soit, seront saisies et brûlées.

V. Toutes les marchandises anglaises qui se trouveraient dans nos Provinces illyriennes seront saisies et brûlées.

VI. Toutes les marchandises anglaises qui se trouveraient dans le Royaume de Naples, seront saisies et brûlées.

PAR L'EMPEREUR: Le Ministre Secrétaire d'état,  
signé H. B. DUC DE BASSANO.

Pour copie conforme: Le Ministre Secrétaire d'état  
du Grand-Duché, signé LE COMTE RÖDERER.

Pour ampliation: Le Commissaire impérial dans  
le Grand-Duché, signé LE COMTE BEUGNOT.



# John Bull am Pranger 1900 bis 1917.

Von  
Professor Dr. W. Schneider.

Wie 1939:  
Die gefesselte Wahrheit —  
John Bulls erste Heldentat  
1914.

Zeichnung von A. Johnson  
aus dem „Kladderadatsch“ 1914.



„Kein Engländer steht zu tief, um Skrupel zu haben, und keiner hoch genug, um von ihrer Tyrannei befreit zu sein. Aber jeder Engländer kommt mit einem wunderbaren Talisman zur Welt, der ihn zum Herrn der Erde macht. Wenn der Engländer etwas will, gesteht er sich nie ein, daß er es will. Er wartet geduldig, bis in ihm — Gott weiß wie — die tiefe Überzeugung erwacht, daß es seine moralische und religiöse Pflicht sei, diejenigen zu unterwerfen, die das haben, was er will. Er ist nie in Verlegenheit um eine wirkliche moralische Pose. Als großer Vorkämpfer der „Freiheit“ und der „nationalen Unabhängigkeit“ erobert er die halbe Welt, ergreift Besitz von ihr und nennt das „Kolonisation“.

Nichts ist so schlecht und nichts so gut, daß Sie es einen Engländer nicht werden vollbringen sehen, aber Sie werden einem Engländer niemals beweisen können, daß er im Unrecht ist. Denn er tut alles aus Grundsatz.

Er führt Krieg aus patriotischem Grundsatz, er betrügt aus geschäftlichem Grundsatz, er macht freie Völker zu Sklaven aus reichspolitischem Grundsatz, er behandelt euch grob aus männlichem Grundsatz, er hält tren zu seinem König aus loyalen Grundsatz und schlägt seinem König den Kopf ab ... aus republikanischem Grundsatz.“

(Bernhard Shaw in seinem Napoleondrama „Der Mann aus dem Dunkel“.)

Von jeher war es ein verhängnisvoller Fehler der deutschen Öffentlichkeit, die Wahrheit, wenn sie im Gewande des Humors und der Satire erschien, nicht ernst zu nehmen. Seit Lessings Zeiten haben die Meister der Satire über die Unfähigkeit der Leserschaft zu klagen gehabt, sich selbst im Spiegel des Humors zu erkennen und danach zu handeln. Aber auch sonst haben wir solche Warnungen einsichtsvoller Politiker wohl mit Vergnügen gelesen, dann aber lächelnd beiseite gelegt.

Beim „Entrümpeln“ alter Bücherregale finde ich da neulich eine Reihe von Jahrgängen des bekannten „Kladderadatsch“, so aus der Zeit von 1900 an. Wer tritt mir entgegen? Guter alter John Bull, hast du dich denn gar nicht verändert? Sagst du immer noch „Christus“, wenn du „Baumwolle“ meinst? Kämpfst du immer noch für „Humanität“ und „Zivilisation“, wenn du den fleißigeren und tüchtigeren Konkurrenten mit den unfairsten Mitteln niederboxt? Bist du noch immer der „Beschützer der kleinen Nationen“, wenn



Abb. 2. Der Völkervielfraß.

Zeichnung von Ketemeyer  
aus dem Jahre 1900.



Abb. 3 (links).

Anfang 1900 brach in Indien eine Hungersnot aus, die im Laufe der Zeit immer größere Dimensionen annahm. England schob alle Schuld auf „religiöse Verschrobenheiten der Hindus, die das reichlich vorhandene Fleisch der ihnen heiligen Tiere nicht aßen“ und lehnte jede Unterstützung ab.

Abb. 4 (unten).

Der sparsame englische Bettler.  
(Nach Erklärung der Republik in Portugal 1910 floh König Manuel nach England, das ihn bisher in seinem Widerstand gegen die innere Reform Portugals unterstützt hatte!)  
„Aber Georg, warum kommst du mir nicht helfen.“  
„Ja lieber, guter Manuel, bedenke: ein einziger Schuß aus meinen Dreadnoughts kostet mich 30 Pfund, und solchen Schuß Pulver, Kinder, wart ihr mir — offen gestanden — nicht wert.“

du Völker unterdrückst, Revolutionen anzettelst und Seeräuberei treibst? Haben wir so wenig dein Bild, wie es hier erscheint, ernst genommen und uns von der „kleinstädtischen Verehrung“ für dich, vor der uns Bismarck warnte, frei gemacht, daß du uns wieder belügen könntest? Dann wird es Zeit, auch einmal unsere Anschauungen über dich zu „entrümpeln“ und dein Konterfei, wie es der Witz vor einem Menschenalter zeichnete, sehr ernsthaft mit Vergangenheit und Gegenwart zu vergleichen.

Die Darstellung Englands als „Völkervielfraß“ (Abb. 2), die an die bekannte Zeichnung von Cascha

Schneider erinnert, könnte übertrieben erscheinen; man denke aber an Irland, Indien, die Burenrepubliken, Ägypten und Palästina, um die Ländergier Englands zu ermessen.

Brutalität ist der das englische Antlitz beherrschende Zug. Seit der Zeit, da Lord Cromwell in Irland Frauen und Kinder abschlachten ließ, den Irländern ihren Boden und ihre Religion raubte und sie zu Fronarbeitern der englischen „Landlords“ machte, hat der Brit diese Land Jahrhunderte hindurch ausgepresst, so daß hier im Jahre 1880 jene eigenartige Maßregel der Bauern gegen den Menschenhändler Boycott aufkam, die seinen Namen bis heute unrühmlich bekannt erhalten hat. Sind doch allein in den Jahren 1837 bis 1887 aus Irland über 4 000 000 Menschen ausgewandert, 3 660 000 von Haus und Hof verjagt worden. Den Gipfel der Verächtlichkeit erreichte diese Politik im Weltkrieg, als die Engländer den Führer der „Home-Rule“-Bewegung, Sir Roger Casement, erst durch Bestechung seines Dieners zu ermorden versuchten, dann wider alles Recht zum Tode durch den Strang verurteilten. Blutig geht diese Saat heute gegen England auf.

Nicht weniger brutal war das Vorgehen gegen Indien, wo die unter der Königin Elisabeth gegründete „Ostindische Compagnie“ im 18. Jahrhundert mit Hilfe von Lord Clive und Warren Hastings die Eingeborenen ihrer Güter und Schätze beraubte, verjagte oder tötete, diese Laten aber als „ein Mittel in der Hand Gottes“ pries, „der Predigt des Evangeliums an mehr als 100 Millionen Heiden und Mohammedanern eine Sicherung zu geben, wie sie dieselbe nur in wenigen Ländern außer Europa sich zu erfreuen hat“. Wie dies „Evangelium“ aussah, bewies der verzweifelte Aufstand der Sipahis 1857, bei dem die Engländer unzählige Gefangene erschossen, indem man sie, „nicht um ihre Qual, sondern um den heilsamen Schrecken der Zuschauenden zu vermehren“, an die Mündung der Kanonen band. Dann wurde ein frommes Dankfest gefeiert! Als aber im Jahre 1900 und den folgenden Jahren eine furchtbare Hungersnot Indien zum Kirchhof zu machen drohte, da sandte wohl der Deutsche Kaiser an den Vizekönig 500 000 Mark, die die Berliner Bevölkerung für die Unglücklichen gesammelt hatte; England aber sagte nur die Reise des Prinzenpaares von Wales in diese Gebiete ab und schob alle Schuld auf „religiöse Verschrobenheiten der Hindus, die das reichlich vorhandene Fleisch der ihnen heiligen Tiere nicht aßen“. (Abb. 3.)





Abb. 5. Ein armer, notleidender Menschenfresser bittet um eine milde Gabel!“ (1900).

Als Ende 1900 der Kampf gegen die Buren in Südafrika in Gestalt eines erbitterten Kleinkrieges weiter tobte, war John Bull gezwungen, immer neue Ersatstruppen auf dem Kriegsschauplatz zusammenzuziehen. Dabei bediente man sich nach Möglichkeit australischer und kanadischer Hilfsstruppen und schonte das eigene Kontingent ...

Abb. 6. Die englische Menschlichkeit in diesem Kriege (vgl. Abb. rechts)

hebt Anfang 1901 der Staatssekretär Brodrick in London anlässlich einer Tischrede hervor, in der er betonte, „kein Krieg ist mit mehr Menschlichkeit geführt worden, als der in Südafrika. Die Beweise dafür liegen an Ort und Stelle.“ Sie betrug den allerdings, wie Lord Kitchener in einem Blaubuch zugeben musste, außer den in den englischen Konzentrationslagern gestorbenen Burenfrauen und -greisen „nur“ 14 894 Burenkinder“ also mehr als die gesamten militärischen Verluste Deutschlands im Polenfeldzug 1939!

Diese Mischung von Brutalität und Heuchelei ist ein Erbteil aus der Zeit des Tyrannen Heinrich VIII., da man

„dieses edle Oberhaus,  
Gleich feil mit den verkäuflichen Gemeinen,  
Gesetze prägen und verufen, Ehen  
Auflösen, binden, wie der Mächtige  
Gebietet, Englands Fürstentöchter heute  
Enterben, mit dem Bastardnamen schänden  
Und morgen sie zu Königinnen krönen“

sah, wo

„diese würdigen Peers mit schnell  
Verkauflicher Überzeugung unter vier  
Regierungen den Glauben viermal änderten“,  
(Schiller: Maria Stuart I, 7.)

jene Zeit der „großen“ Elisabeth, die der englische Historiker John

Abb. 7. Firmenänderung im Kolonial-Warenladen 1914.

John Bulls Bekanntmachung: „Bis zur Rückkehr des rechtmäßigen Besitzers führe ich das gestohlene Geschäft auf meine Rechnung und bitte, das meinen Vorgängern entgegengebrachte Vertrauen auf mich übertragen zu wollen.“

X/XI/31



Abb. 8. Der Held in Südafrika 1900.

Als aber nach Niederwerfung der Buren die feindliche Bagage erreicht ist, ist alle Not (der Hilfsvölker!) vergessen, und der bis dahin sich im Hintergrund haltende Held stürzt sich auf die Goldminen.





Abb. 9.

Eduard beklagt sich (1905).

Britannia: „Eduardchen, warum weinst du denn?“  
 Eduard: „Die Jungens sind so unartig, sie wollen den Michel nicht verhauen.“  
 Britannia: „Was hat er dir denn getan?“  
 Eduard: „Getan hat er mir nichts, aber er ist so fleißig und so dumm.“

Abb. 10

Der „Platz an der Sonne“

aus einer Rede des englischen Kriegsministers 1912: „England wünscht, daß Deutschland seinen vollen Platz an der Sonne habe, aber es müßten auch die Rechte anderer respektiert werden.“

Abb. 11. Vorsicht! (1908)

(links unten).

„Während der Aufführung der neuesten Pantomime „Das Inter ew“ hat ein bekanntes Individuum die allgemeine internationale Ablenkung benutzt, um aus dem Theatermantel der Dame Germania eine prachtvollen türkischen Schal zu stehlen.“ (Kladderadatsch.)

Abb. 12. Der gekränkte Palefotmarder (1914) (rechts unten).

Der der Türkei hierfür schon damals und später 1914 erneut versprochene Mantel Ägypten „ziert“ allerdings heute noch John Bull.

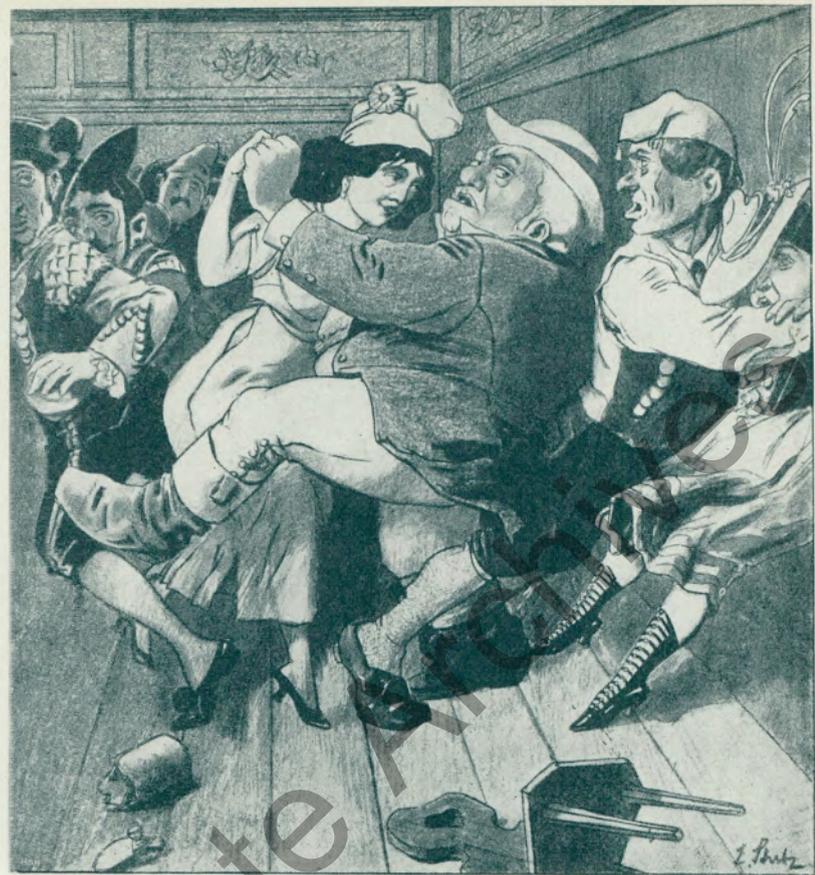


Abb. 13.

Achtung! Dampfwalzer!

(1911).

„Macht euch nicht so breit, ihr Lämmels! Platz da! John Bull kommt!“



Richard Green „eine Frau ohne Gemüt, bar jeden religiösen Gefühls wie kein zweites Weib, das je gelebt hat“, nennt, jene Zeit schließlich der Gewissensnebelung durch Cromwell, der die Bibel als Schanddeckel seiner Blutherrschaft benutzte. Damals erwichs in den englischen Menschen neben dem fanatischen außenpolitischen Hochmut als des „auserwählten Volkes“ jener feige „Cant“, der der Wahrheit stets und ständig ein Mäntelchen umzuhängen weiß.

Ein Beispiel für viele: Im November 1901 betont der englische Staatssekretär Brodrick in einer Rede, „kein Krieg sei mit mehr Menschlichkeit geführt worden als der in Südafrika“. Wie aber sah die Wahrheit aus? Die Gold- und Diamantensfelder hatten die Habsucht der Briten, besonders des Herrn der



Abb. 14.  
Englands  
Reittiere  
1915.

„Der belgische Löwe  
ist hin, nun bin ich  
neugierig, wie lange  
es der gallische Hahn  
aushalten wird?“



„Chartered Company“ in Südafrika, Cecil Rhodes, entfacht (Abb. 8), der durch ein depešiertes Bibelzitat (!) seinen Mitarbeiter Dr. Jameson veranlaßte, mit 1500 Mann im tiefsten Frieden in Transvaal einzufallen. Als Jameson gefangen wurde, mißbilligte der notorische Drahtzieher, der englische Außenminister Joe Chamberlain, natürlich den Raubzug. 1899 aber „erschlich“ England einen Krieg gegen die Buren, in dessen Verlauf es nach anfänglichen geradezu schwachvollen Niederlagen sich nicht scheute, unschuldige Frauen und Kinder in Konzentrationslagern zusammenzupferchen und durch diabolische Ausnutzung des Glends dieser Armisten den Widerstand der kämpfenden Männer und Väter zu brechen (Abb. 6).

Lord Kitchener mußte in einem „Blaubuch“ zugeben,

X/XI/33

daß allein im Dezember 1901 von 117017 weißen Invasoren der Lager 2380 Personen, darunter 1767 Kinder, gestorben seien; in einem Zeitraum von 15 Monaten starben 4706 Erwachsene und 14894 Kinder! Im „New York Journal“ wurde von den „Opfern scheußlicher Tiere in Khaki“ gesprochen, und der „Speaker“ erklärte: „Wenn General De Wet Se. Lordschaft — Kitchener — sänge, so täte er recht, wenn er ihn tüchtig peitschen und dann niederknallen ließe. Die Armee würde sich über eine solche Tat freuen.“ Chamberlain aber pries in einer Depesche an Kitchener den „Rückgang der Sterblichkeit unter den Kindern“, und Kitchener wies „die Anschuldigung, daß Grausamkeiten vorgekommen seien“, mit Entrüstung zurück. Als dann eine Mrs. Hobhouse 1902 die Entsendung eines Frauenkomitees nach Süd-



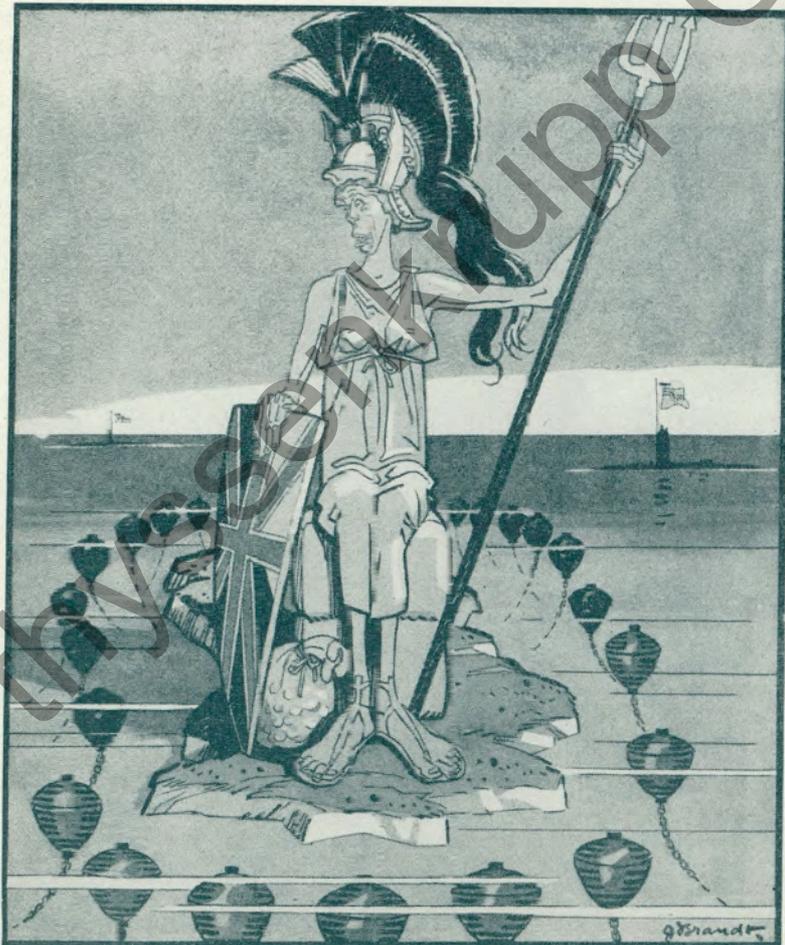
Abb. 15. Mister Sterling führt seine Truppen in den Krieg (1914).

1902 die Entsendung eines Frauenkomitees nach Süd-



Abb. 16. „The flying Dutchman“ (1909).  
Mutter Britannia erzählt ihren Kindern und  
Adoptivkindern Spukgeschichten.  
Schon 1909 nahm die Furcht vor den deutschen Luftschiffen in England  
geradezu groteske Formen an.

Abb. 17. Der Stand der Dinge 1915.  
Britannia: „Die Beherrscherin der Meere bleibe ich, aber ich darf nicht  
aufs Wasser hinaus!“



afrika durchsetzte, wagte dieses nicht nur, zu erklären, die Militär-  
behörden „seien zwar auf eine so große Anzahl von Frauen und  
Kindern nicht vorbereitet gewesen, aber es seien nur wenige  
unbestrittene Fälle von wirklichen Leiden der Insassen be-  
kannt. (Ein herrliches Beispiel englischen „Cants“!) Es verstieg  
sich zu der Behauptung, „der Besuch einer Burenfarm habe ge-  
zeigt, daß das Leben in den Konzentrationslagern vom gesundheits-  
lichen Standpunkt aus dem Farmleben vorzuziehen sei und daß die  
hohe Sterblichkeit der Burenkinder bekant sei!“ Bismarck hat  
bekanntlich erklärt, daß England „die Redensarten von Huma-  
nität und Zivilisation bei uns importiert“ habe, „ihre Betätigung  
von allen anderen Mächten erwarte, aber seinen eigenen Gegnern  
nicht immer zugute kommen lasse.“ Auch sei es „das Geschäft  
Englands, fremde Staaten mit Hilfe der Revolution zu bedrohen“.  
Damit weist Bismarck auf ein anderes Prinzip Englands hin, die  
Ausnutzung anderer Völker. Als es trotz aller brutalen Mittel  
gegen den Kleinkrieg der Buren nicht aufkommen konnte, flehte  
es bei seinen Kolonien um Hilfe (Abb. 5). So sandte Australien  
die berühmtesten „Bushveld Carabineers“, von denen zwei Offi-



Abb. 18. Das Schwert des Damokles (1914).

ziere, die Leutnants Hancock und Morant — letzterer war übri-  
gens Engländer! — wegen Raubmordes an zehn unbewaffneten  
Buren und dem deutschen Missionar Heese erschossen werden muß-  
ten, um einen europäischen Skandal zu vermeiden!

Wann aber hätte England nicht fremde Truppen für sich  
kämpfen lassen? Der „Mister Sterling“ (Abb. 15) hat jahrhun-  
dertlang Angehörige anderer Nationen in den Tod geführt: im  
nordamerikanischen Freiheitskampf die von ihren Fürsten ver-  
kauften Hessen und Braunschweiger, im Siebenjährigen Kriege  
Hannoveraner und Hessen, in Spanien gegen Napoleon die  
„Schwarze Schar“ des Herzogs von Braunschweig-Öls; bei

Belle-Alliance bestand weit über die Hälfte der Armee Wellingtons aus Deutschen und Niederländern, und 1900 im Boxeraufstand beorderte Admiral Seymour „the Germans to the front“ — und die Deutschen freuten sich der Ehre! Was Wunder, wenn England den „deutschen Michel“ geradezu hasste, weil er „so fleißig und so dumm“ war (Abb. 9 und 13).

Geradezu unwürdig war das englische Doppelspiel dem ihm befreundeten Portugal gegenüber. Erst manövrierte England das für seine Kolonien viel zu schwache Land in die Notwendigkeit hinein, diese zu verkaufen, und bot Deutschland für diesen Fall Angola an; dann betrog es Deutschland, indem es im „Windsorvertrag“ von 1899 Portugal heimlich „Garantien“ gab. Als jedoch die Finanznot des Landes zum Staatsbankrott, zur Diktatur, 1908 zur Ermordung des Königs und des Kronprinzen und schließlich zur Revolution und zur Vertreibung des jungen Königs Manuel II. führte, zeigte England ihm die kalte Schulter, bezog aber später das unselige Land, 1916 Deutschland den Krieg zu erklären und seine Söhne, in Ostafrika und bei Armentières in Frankreich sich für England zu verbluten (Abb. 4). Hatten etwa der



„belgische Löwe“ und der „gallische Hahn“ im Weltkrieg ein anderes Schicksal? (Abb. 14.) Hätten die Polen aus der Geschichte gelernt, wie England zwar unter dem Schutz der Siege Friedrichs des Großen den Franzosen Kanada raubte, dann aber den König in der verzweifeltsten Lage 1761 schnöde im Stiche ließ, wie es schon fünfzig Jahre vorher im spanischen Erbfolgekriege die Verbündeten verriet — damals prägte der Prinz Eugen von Savoyen das Wort vom „perfiden Albion“ —, um das 1704 den Spaniern geraubte Gibraltar in Sicherheit zu bringen, sie hätten der englischen Garantie vielleicht weniger vertraut.

So ist England in den kritischen Jahren der Unabhängigkeitserklärung Bulgariens, der Rüstungen Serbiens und der Türkei der eigentliche Heizer gewesen, um dann plötzlich der Türkei jede

Abb. 19 (rechts). Der „Meerbeherrscher“ in Nöten (1915).

X/XI/35



Abb. 20. Der „Spuck“ am Trafalgar-Square (1915).  
„Pui Teufel! Meine Enkel haben ein so schlechtes Gewissen, daß sie es nicht mehr wagen, unter ihrer Flagge zu segeln!“

Abb. 21 (links). „Unter dem Sternenbanner“ (1915).  
„Wie weise ist doch die Welt eingerichtet: Frankreich hat seine Kathedralen und ich habe die neutralen Flaggen!“



Hoffnung auf das ihr rassistisch und geschichtlich zugehörige Ägypten, das es ihr versprochen hatte, zu nehmen (Abb. 12). Daß dabei, so ganz nebenbei, Eduard VII. Deutschland die türkischen Sympathien stahl, rundet nur das Bild (Abb. 11).

Wenn dann wieder der englische Kriegsminister betonte, daß man Deutschland „seinen vollen Platz an der Sonne“ gönne, aber „unter Respektierung der Rechte der anderen“, so war das offenbarer Hohn (Abb. 10).

Diese dauernd zweideutige Haltung der Engländer hängt zusammen mit einer für uns Deutsche fast unvorstellbaren Furcht vor „feindlicher Invasion“. Wenn heute das englische Königspaar zum Bittgottesdienst und Brautpaare zur Trauung mit Gasmasken erscheinen, so ist das nicht töricht als die grotesken Formen, die schon 1909 die Furcht vor den „Zeppelin“, den „flying Dutchmans“, angenommen hatte (Abb. 16). Es beruht das auf der insularen Vogel-Strauß-Politik, die, wie die englische Überlegenheit auf dem Meer seit Trafalgar, so — um Kleines mit Großem zu vergleichen — die Überlegenheit der Ruderer von Cambridge und Oxford als Evangelium predigte, ohne sie jemals unter Beweis zu stellen. Die eine zerbrach am Skagerrak, die andere auf dem deutschen Olympia zu Berlin 1936! Daher auch die jammervolle Angst vor den deutschen U-Booten (Abb. 17 und 19), die die „Meerbeherrscherin“ zeitweise gefangenhält.

Dem die entscheidende Grundlage der englischen Weltmacht ist nicht friedlicher Wettbewerb gewesen, sondern Seeraub!

Das Wort Mephistos im „Faust II.“:

„Krieg, Handel und Piraterie,  
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen“

Ist eine furchtbare Anklage gegen England. Freibeuter wie Sebastiano Cabot und Walter Raleigh waren es, die im 16. Jahrhundert die englische Seeherrschaft begründeten, und Sir Francis Drake ist der Vater des aller Vernunft spottenden englischen „Seerechts“, er, der im brutalen Kaperkrieg Spaniens Flotten vernichtete. Die berühmteste „Navigationsakte“ von 1651 aber zerbrach gegen alles bestehende Völker-

recht durch das Verbot, auf neutralen Schiffen europäische Waren nach England zu bringen, den blühenden Handel Hollands, des „Frachtfahrers Europas“, unter dessen Flagge damals von etwa 2000 europäischen Handelsschiffen fast 1500 fuhren — und als durch Napoleon Holland erdrückt war, raubte ihm England, eine Hyäne des Schlachtfeldes, Ceylon, Malakka und die Kapkolonie. Wie England den Begriff der

„Neutralität“ aufsaßt, zeigt jener brutale Überfall des Admirals Jackson auf Kopenhagen, der 1807 von Dänemark die Auslieferung der Flotte „als Unterpfand der Neutralität“ forderte. Er mußte, daß die dänischen Truppen zur Beobachtung des französischen Marschalls Bernadotte in Holstein standen, daß die Hauptstadt also wehrlos sei. Als die sinnlose Forderung abgelehnt wurde, wurden fünfundzwanzig Strafen mit über vierhundert Häusern in Schutthaufen verwandelt, die Flotte, 18 Linienfahrzeuge, 15 Fregatten und viele kleinere Fahrzeuge, geraubt. „Es war“, schreibt ein zeitgenössischer Chronist, „eiu deralgerischen und tunesischen Seeräuber würdiges Unternehmen.“

Daß England sich immer treu geblieben ist, haben die Neutralen im Weltkriege erfahren und erhalten heute erneut einen eindringlichen Anschauungsunterricht über englisches „Seerecht“ (Abb. 22). Aber zur Brutalität gefellte sich damals schon die Feigheit. Unter Mißbrauch der neutralen Flaggen bargen sich bewaffnete englische Handelsschiffe, um meuchlerisch ehrliche Seeleute zu ermorden (Abb. 21), und es mag wohl sein, daß der Seeheld Nelson auf seinem Sockel am Trafalgar-Square in London in nächstlicher Geisterstunde seinem Ekel und seiner Verachtung gegen die entarteten Enkel drastischen Ausdruck gegeben hat (Abb. 20).

Die „gefesselte Wahrheit“ als John Bulls größte Heldentat (Abb. 1) ist ein Symbol seiner Politik. Klar erkennt heute Deutschland, erkennt die Welt diese Fesseln und wird sie zerreißen. England wird niemand mehr belügen können:

Die Wahrheit wird siegen!

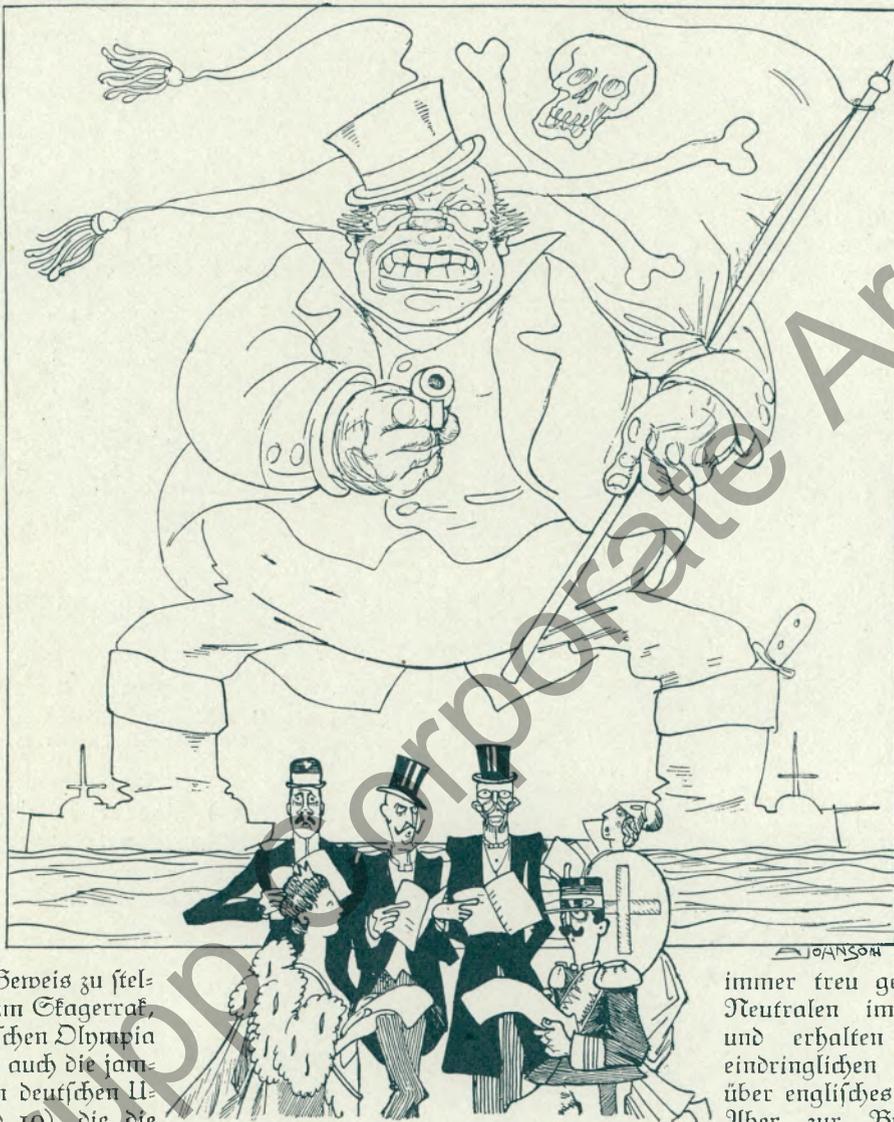


Abb. 22. Fastgefang an England (1915). Die Vergewaltigung der neutralen Staaten durch England. Chor der Neutralen: „Wir leiden vereint, wir fasten vereint, wir haben ja auch nur einen Feind.“